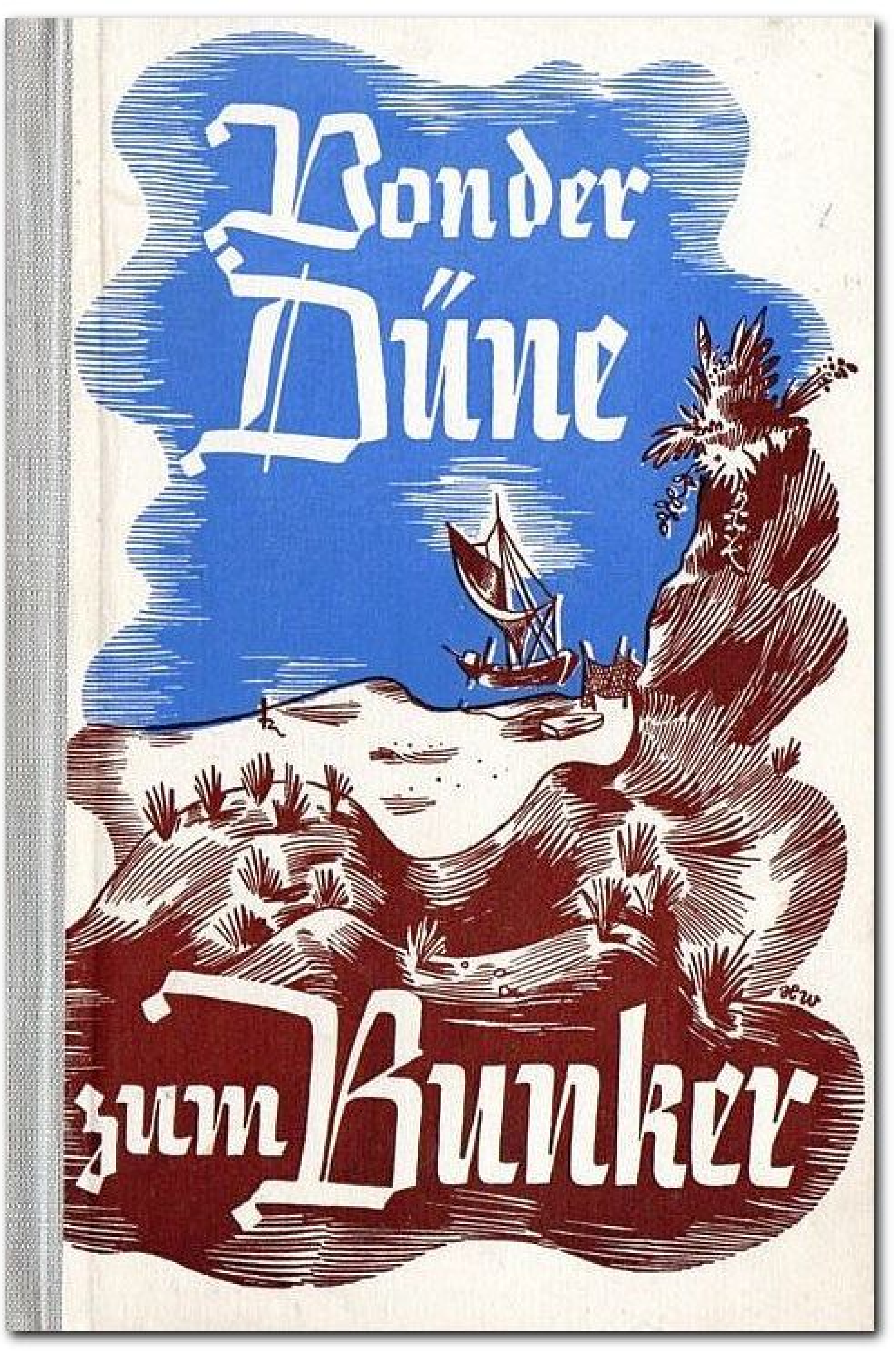

Von der
Düne
zum Bunker

Von der Düne zum Bunker

Mit Beiträgen von
Ulrich Sander, Hermann Ploetz, Otto Graunke,
Artur Brausewetter, Walter Schröder, Bogislav v. Selchow

Herausgegeben von

Walter Schröder

1940

Druck und Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin

Umschlagzeichnung von Hans Wilting

Inhalt

Seite

Ulrich Sander (geb. in Anklam)
Herz in Pommern . . . 5
Aufgebrochen zu ihrer Zeit . . . 6
Die drei Brüder . . . 7
De brune Düwel . . . 12

Hermann Ploetz (geb. in Cretlow, Kr. Cammin)
Wie still die Heimat mir im Herzen singt . . . 20
Bauernkraft . . . 20
Scholle und Geist . . . 21
Das Märchen . . . 21
Reuter-Erinnerungen aus zweiter Hand . . . 24

Otto Graunke (geb. in Schivelbein)
Awendklocke . . . 31
Hacken bläwe . . . 31
Leiwserklärung . . . 32
E' Mißverständnis . . . 32
De kranke Tään . . . 33
Wo s' tau finnen sünd . . . 34
De Gausbraad' . . . 35

Artur Brausewetter (geb. in Stettin)
Der erste Lorbeer . . . 38
Das Stelldichein . . . 41
Auf Gastspielreisen . . . 45
Asta . . . 50

Walter Schröder (geb. in Anklam)
Heilige Pflicht . . . 54
Gott . . . 54
Leben . . . 56
Das Menschenherz . . . 56
Marksprüch . . . 56
Glück . . . 57
De diwatsche Hausten . . . 57
Dat Viluzipehfüren . . . 60
Die Erbschaft . . . 63

Bogislav v. Selchow (geb. in Köslin)
Und doch . . . 70
Aber . . . 71
Kunersdorf . . . 71
Du glaubst nicht, was ein Mensch vermag . . . 73
Du sei du . . . 73
Das Wunderbuch Gottes . . . 73
Der Wettlauf . . . 75
Brandung . . . 76

Herz in Pommern

Bin weit im Leben herumgekommen
und war auf langem Wandern,
bin über viel Flüsse und Seen geschwommen,
zog durch Rußland, Frankreich, Polen und Flandern;
aber mein Herz war in einem schöneren Land
mit Feld und Wald und See und Strand:
Mein Herz war in Pommern!

Es hörte die Brandung vor sich rauschen,
sah Sonnenglanz über Häfen liegen,
hörte die Segel knatternd sich bauschen,
sah Möwen über den Molen fliegen;
mein Herz, das war in einem fernen Land
mit Feld und Wald und See und Strand:
Mein Herz war in Pommern!

Es lag in der Düne und hörte der Dome dunkle Glocken,
ging mit getreuem Landsmann zu reichen Tischen,
küßte im Busch und strich über blonde Mädchenlocken,
kühlte sich in der grünen Tiefe unter den Fischen;
war in einem frischen und kerngesunden Land
mit Feld und Wald und See und Strand:
Mein Herz war in Pommern!

Mein Herz wird immer zu Pommern, zur Heimat gehören,
bis es sich ausruht von seinen Lebenswegen,
ruht auf dem Kliff, in der heißen Düne unter den Föhren
mit seiner Heimat heiligem Segen,
liegt und schläft in seinem eigenen Land
mitten in Feld und Wald und See und Strand —
in eisigen Wintern und sengenden Sonnensommern
liegt mein Herz für die Ewigkeit in meiner Heimat
Pommern!

Aufgebrochen zu ihrer Zeit . . .

Ueberall in der Welt
haben Deutsche geschwitzt,
geschwitzt und geschuftet für andere, für fremdes Geld,
von fremden Sonnen verbrannt, gedörrt und erhitzt,
geschwitzt und geschuftet, und dann doch immer alles
verloren,
weil sie Dung der Kultur, weil sie gläubige Toren:
immer zu fleißig, zu sparsam, zu unermüdlich,
zu anständig und sauber und allzu friedlich.

Ueberall in der Welt
sind Deutsche begraben,
begraben auf weitem und flachem Feld,
da, wo sie eben den letzten Schuß geschossen haben,
begraben auf feierlichen Bergen,
bekreuzt und ausgerichtet in steinernen Särgen,
rosenbunt, vogelumsungen und heckenumhegt,
liebevoll von ihrem ganzen Volk gepflegt.

Aber überall in der ganzen Welt
wird heute von Deutschland, von Deutschland gesprochen,
leise, heimlich und flüsternd, aber auch laut, daß es gellt:
die Deutschen sind zu ihrer Zeit aufgebrochen!
Aufgebrochen zum Marsch über Stock und Stein,
aufgebrochen in tausend unendlichen Reih'n,
aufgebrochen in die neue, die ihrige Zeit,
aufgebrochen zum Marsch in die Ewigkeit!
Ueberall in der weiten, der wirren und wüsten Welt,
wo Deutsche geschwitzt und geschuftet, gestorben, begraben:
schmilzt die Kette, hebt sich der Deckel, der sie gefangen hält,
fliegen heut' Adler und krächzen nicht mehr die Raben.
Ueberall da in der Welt,
wo ein Deutscher fällt,
oder stirbt am Krieg,
fällt er im Sieg!

Die drei Brüder

Die Küsten der Ostsee liegen nicht allzu weit ausein-
ander. Da Wasser eher verbindet als trennt, kennen
sich die Stämme an den Ufern der Ostsee von jeher ge-
genseitig, haben nicht nur das gleiche Wasser zwischen
sich, die gleichen Aecker und Steine um die Höfe, son-
dern auch oft die gleiche geschichtliche Entwicklung. Nor-
dische Staaten haben mehr als einmal ihre Vorfelder
auch auf dem südlichen, dem deutschen Ufer der Ostsee
gehabt oder unter großen Königen weite Kriegszüge tief
in das Binnenland unternommen. Manche bedeutsamen
Blutlinien sind auf deutschem Boden hängengeblieben,
so die Pommern Ernst Moritz Arndt und Otto Lilien-
thal, von deren Lebenswerk wir heute noch zehren. Aber
umgekehrt ist zum Beispiel der für Schweden bedeutsame
Götakanal von einem Pommern erbaut worden.

Die hin- und herfahrenden Schiffe und die auf beiden
Ufern der See siedelnden Sippen geben alte und gute
Verbindungen.

Als vor fünfundzwanzig Jahren Krieg ausbrach, be-
fand sich ein junger schwedischer Offizier im Austausch
bei einem norddeutschen Regiment. Ein feiner, fröh-
licher Mensch, vorzüglich gewachsen und vorzüglich erzo-
gen. Ein geborener Soldat und einer jener Skandi-
navier, die sich in jener hellen Großzügigkeit des unbe-
kümmerten und in alter, gesicherter Kultur befind-
lichen Europäers nordischer Prägung aus ihrem, ihnen
allzu friedlichen Heimatland auf das unruhige und ge-
fährliche Festland mit all jenen Spannungen begeben
hatten, die den männlichen Mann anlocken.

Er hatte das Glück gehabt, in ein Regiment zu kom-
men, das sehr alte und gute Verbindungen zum Norden
schon aus der Zeit des Großen Kurfürsten besaß. Daß
gerade dieser Große Kurfürst die Klinge mit seiner Hei-
mat gekreuzt hatte, war nicht von Belang. Im Gegen-
teil, es vertiefte die Freundschaft, denn es war damals
noch die kleinere Zeit, die sich um territoriale und dy-
nastische Grenzen stritt, während man schon vor dem

Kriege zu erkennen begann, daß es noch größere Maßstäbe, die des Blutes, gab.

Man kann es nicht anders sagen, als daß dieser schlanke, feine, frische Junge der Liebling des ganzen Regiments war. In seiner unbekümmerten, offenen Ritterlichkeit liebte ihn der gemeine Mann fast abgöttisch. Jeder Unteroffizier war stolz, wenn er in die Kompanie des fremden Offiziers kam, der kein Fremder, sondern ein Freund war. Die anderen Offiziere suchten die Freundschaft des Ausländers, der ein geborener Jäger, Sportsmann und Soldat war. Der Kommandeur sah in ihm eine Art anvertrauten Pflegesohnes und hatte kurz vor dem Kriege die Freude, daß sich die eigene schöne und leidenschaftliche Tochter mit dem jungen und tüchtigen Offizier, den seine Leute mit dem Vornamen Albrekt nannten, verband. Es war das Paar der ganzen Garnison, an Wuchs, Haltung und Aussehen nicht weniger als an innerem Wert ein Paar edelster nordischer Rasse. Man sprach mehr als einmal davon, daß sich Gott wohl alle Menschen einmal so gedacht hatte.

Da brach jener Krieg aus, der auch heute noch nicht zu Ende, sondern nur noch einmal wieder aufgeflammt ist. Albrekt zog an der Spitze seiner Kompanie ins Feld und zeichnete sich bereits in den ersten Schlachten und Gefechten des Bewegungskrieges aus. Als es zu Beginn des Stellungskrieges im Herbst um kleine und kleinste Geländestücke ging, gelang es ihm und seiner Kompanie, in einem raschen, tollkühnen Handstreich in Flandern die Trümmer eines hart umkämpften Klosters zu nehmen, an dem sich wochenlang ganze Regimenter abgemüht hatten, ein Kloster, das früher einmal auf einem Hügel gelegen hatte, von dem man das Hintergelände des Feindes weit einsehen konnte. Es war in einem berserkerhaften Anlauf mit schwerem Kampf Mann gegen Mann genommen worden.

Der letzte Tote, den der Handstreich kostete, gerade, als die Kompanie ihr Ziel erreicht hatte, war der eigene Hauptmann, Albrekt. Vielleicht zu lang gewachsen, oder

zu kühn, um vorsichtig zu sein, zu gleichmütig gegen die Gefahren, oder auch noch vom Schwung des Angriffs hingerissen, verschmähte er die Deckung und fiel mit einem aus nächster Nähe kommenden Kopfschuß. Man hat den Kommandeur nicht mehr Abschied von seinem Pflege- und Schwiegersohn nehmen lassen, sondern es für notwendig gefunden, den Leichnam unverzüglich der Erde zu überantworten. Es war besser so.

Nun blieb nichts anderes übrig, als dem Vater des Gefallenen drahtlich die Kunde vom Tode seines Sohnes zukommen zu lassen.

Aber es gelangte noch am gleichen Tage eine seltsame Antwort an das Regiment.

Eine nur kurze Antwort.

„Sohn Henrik abgereist."

Der Vater sandte einen zweiten Sohn, Henrik, an das Regiment.

Die Lücke sollte alsbald geschlossen werden. Es ist nicht gut, wenn in einem Kriege Lücken, mögen sie noch so schmerzlich sein, länger als unbedingt nötig, offenstehen. Henrik traf ein, meldete sich beim Regiment und übernahm nach kurzer Einweisung die Kompanie seines Bruders.

Er war ihm wie aus dem Gesicht geschnitten und eher ein noch härterer Kämpfer als der Gefallene.

Ein vorzüglicher Schütze, ein tollkühner Draufgänger und ein immer fröhlicher Kamerad und Vorgesetzter, belebte er den schweren und ruhigen Schlag seiner Leute, indem er ihnen nicht nur alles vormachte, sondern er konnte es ihnen auch nachmachen: das Platt oder jene kostbaren Bemerkungen eines verhaltenen Humors, wie sie dem Niederdeutschen eigen sind.

Das Regiment kämpfte an vielen und meist erregten Fronten. Nach der Somme kam es in den Osten und hat dort mit seinem Ungestüm oder seiner Widerstandskraft Vorzügliches geleistet.

Henrik hatte hier an manchen Stellen zu kämpfen, an denen schon Vorfahren tätig gewesen waren. Das gibt

einen besonderen Schwung, weil der Einzelne und Gegenwärtige dann nicht allein ist.

Auf einem kurzen Urlaub im Winter tat er das, was das ganze Regiment längst erwartet hatte: auch bei der Witwe und dem inzwischen geborenen Sohn seines Bruders übernahm er die Nachfolgeschaft.

Statt Albrekt hieß es nun Henrik.

Sonst war kein Unterschied zu bemerken.

Das erste geborene Kind, wiederum ein Junge, hieß, und das Regiment hatte es nicht anders erwartet, natürlich Albrekt.

Bei einer Abwehrschlacht wurde Henrik schwer am rechten Bein verwundet, das steif blieb. So mußte er das Regiment verlassen und ging, da er auf den Büros keine Ruhe hatte, dahin, wohin es viele seiner Kameraden aus den gleichen Gründen getrieben hatte: zur Fliegerei.

Bei einem seiner ersten Feindflüge ist er abgeschossen und zu seinem Tode gekommen.

Man wagte es kaum, dem Vater und Schwiegervater mitzuteilen, von der Frau ganz zu schweigen. Aber als sie es erfuhr — sie war nicht unvorbereitet —, drahtete sie es ihrem Schwiegervater.

Es kam eine Nachricht, die das Regiment erschütterte. „Sohn Alexander abgereist."

Das Regiment drahtete zurück, die Einstellung sei aus dienstlichen Gründen unmöglich. Es gibt ja für alles dienstliche Gründe. Für Annahmen wie für Ablehnungen.

Als der dritte Sohn aber eines Tages beim Regiment eingetroffen war, gelang es nicht, ihn wieder zu entfernen.

Er blieb einfach, beantwortete alle Fragen, die ihm vorgelegt wurden, mit „ja" und nur die eine mit „nein". Die, ob er nicht wieder zurückfahren wolle.

Er wußte nichts, aber konnte alles.

Er ist wohl der tüchtigste und tapferste Offizier des Regiments geworden. Die Leute nannten ihn, wie seine Brüder, nur mit dem Vornamen „Axel".

An kam er wie ein blonder Junge aus der Schulbank der Prima, aber aus hielt er wie drei erwachsene Männer.

Er hat den ganzen Krieg des Regiments bis zum allerletzten Tage mitgemacht, hat noch in einem Freikorps gekämpft und ist erst wieder nach Hause gefahren, als alles zu Ende war.

An seine Schwägerin richtete er jene Frage, die zu erwarten war, erhielt aber eine abschlägige Antwort. Jedoch war er nicht gewohnt, sich abschlagen zu lassen. Er fragte nach dem Kriege wieder und erhielt wiederum eine abschlägige Antwort.

Dann ist er längere Zeit nach dem Kriege noch einmal herübergekommen, angeblich, um sich nach seinen Neffen und den Gräbern seiner Brüder umzusehen. Der alte, nun längst als Generalleutnant außer allen Diensten im Ruhestand lebende Kommandeur mußte mit seiner Tochter ernsthaft sprechen.

Einen Tag vor der Rückfahrt über die See sind die drei Menschen lange durch den Wald spazierengegangen und haben die beiden Jungen immerfort vorschicken müssen, um ungestört zu bleiben.

Dann ist bald darauf Axel mit seiner Frau und seinen Söhnen auf dem Fährschiff „Konung Gustav V." in seine Heimat abgefahren.

Wer hin und wieder zwischen Trälleborg und Saßnitz zu tun hat oder im Schwedenzug von Berlin nach Stockholm oder in umgekehrter Richtung zu fahren hat, der kann das Glück haben, eine in allen ihren Gliedern leuchtend schöne Familie anzutreffen, die zwei offenbar ältere Söhne besitzt, denen in längerem Abstand drei langbeinige und flachshaarige Töchter und zwei ebensolche Söhne gefolgt zu sein scheinen.

Was an dieser Familie ist, was in ihr steckt und hinter ihr steht, sieht man ihr nicht an. Die Wunden sind geschlossen.

Wer Näheres wissen will, braucht nur einen der Schaffner zu fragen. Sie wissen es und haben es erzählt. Es ist wohl kaum alltäglich. Aber sicher etwas sehr Stolzes.

De brune Düwel

Af un an, denn kümmt n' lütt Bääk — as wi doortau seggen — uut'n Busch, midden mank dat Feld dörch, taulettzt denn dörch de Wischen, un denn mööt s' uck dörch de Düün dörch. Süs kümmt s' nich in'e See.

Un gra door, wo so'ne lütt Bääk dörch de Düün man glücklich dörch is, door buugt sick giern 'n Minsch up, de meint, dat hei nich recht in't Dörp paßt. Bruukt noch goor nich 'n koomschen Minschen tau sin, man bloot, hei is 'n bäten anners as de annern. Hei will 'n bäten door sin, wuur de annern nich sünd. Wuur sei uck nich vääl henkamen daun. Hei kümmt jo uck nich in eer Dörp, wenn hei nich tau Em henmööt, de alls tau unnerschriben hett, taun Schulten orer, as sei nu tau Em seggen: taun Börgemeister.

Wenn ein so an so'ne Bääk upbuugt hett, denn hett hei ümmer sinen frien Blick öwer de See. Hei kann all uut de Stuuw öwer de Bääk weg in't Water seihn, wat de uut dat Dörp nich könen. De sitten denn in den Kraug tauhoop un kiken in de Buddel. Aewer de einsaam an'e Bääk waant, de hett de richtigen Ogen. Hei is all morrens up'e Bein un löppt den Strand lang, up un daal. Wenn dei uut dat Dörp noch liggen, denn hett hei all wat tau beschicken: hei hett sien Holt all tauhoop, wat uut See öwer Nacht ankamen is. Orer hei fängt 'n Dösch, de up Land hüppt is un nich wedder tau Water kümmt. Orer hei finnt dit un hei finnt dat; un wenn dat uck eis 'ne Liek is. Finnen deit hei ümmer wat.

Up dees' Oort hett sick an de gäle Bääk eis vöör Joren Fritz Wenzlaff upbuugt, einen geschickten un anschläägschen Minschen, de alls künn, wat hei wull. Sien Huus hett hei so gaut as allein upbuugt. Un wat't em kost hett, dat hett hei sick uck allein tauhoopspoort.

As hei nu so wiet wier, dat hei richt har, dunn maakt hei Hochtiet mit Elwine Fissen, de gra dat Mäken wier, wat hei in sien lütt nieg Huus hemm' wull: düchtig in'e Arbeit, schier un schmuck an'n Liew, tweidusend

Daler kreeg sei mit, un danzen künn sei: so künn kein in't Dörp! Un dat is jo uck so: Dierns, de nich danzen könen, de könen goornix! Dei fäält wat. Un von eer sall 'n richtigen Kierl de Hand von laten.

Elwine Fiß keem in't Huus, un denn wier't uck ball so wiet, as dat sin sall. Nägen Maand, de sünd rasch üm. As de uut dat Dörp segen, dat Fritz Wenzlaff mit sinen lütten Ponny dörch dat Dörp karacht, dat de Kinner luud an tau krischen füngen un bi eer Muddings unner de Schört krupen deden, as keem de Düwel in't Dörp, door wier dat so wiet: oll Fehlhabersch hett Elwine Fissen bistaan — lütt Mäken! Lütt nüüdlich Mäken, so bruun un prall, as Elwine Fiß uutseeg! All vääl Hoor up'n Kopp. Den drüdden Dag wier dat Fritz Wentzlaffen all so, as häär dat lütt Mäken eis verschaamt lacht.

Neegst Joor, door keem nu ierst ein Jung un öwerneegst Joor de tweit. Un denn wier dat so, as wull dat mit de Jungs goornich afriten. De ganze Düün, de seet vull Jungs, all Wenzlaffen sien. Wenn de ein all lopen künn, denn krabbelt de anner noch in 'n Sand, de drüdd seet bi Mudding mank de Fäut, un de neegst, de wull denn woll ball ankamen.

Vääl Jungens, dat is 'ne Pracht. Aewer up so'n lütt Diern, as de lütt Elwien ein würd, door leten Vadding un Mudding uck nicks up kamen. De lütt Elwien, de bleew dat einzigst Mäken in disse Fomielj. As süll dat so sin.

Nu is dat kloor: wenn de Minschen uut de groten Stääd eis up Ferien füren, denn willen sei all an't Water. De, de sick de Barg in 'n Kopp sett't hemmen, de füren in eer Barg. Aewer de, de an'e See willen, de füürn uck an de See. Un doorbi sünd ümmer weck, de denken akkraat so, as Fritz Wenzlaff dacht hett, as hei sick an de gäle Bääk upbugen dee': man jo nich in 't Dörp tau de groten Buurn, de ümmer so düür mit eer Stuben sünd! Man ümmer doorhen, wo dat alls 'n bäten still un affieds is! Door is dat billig, un door is dat ok intiem. Wenn ein von dees' Lüüd nich sülwsten

kaken deit, denn mööt hei tweimaal den Dag in't Dörp un door äten. Un uck wedder tröög uut dat Dörp tau Fritz Wentzlaffen.

Aewer dat helpt denn nich. Leiwersten so, as wenn so'n oll Kabach in't Dörp dörtig Mark up'e Woch kosten deit, un denn is door Bettwäsch noch goornich mit in!

Doorfööhr kann denn uck ein, is em so tau Mau', morrens fuurts uut sien Beer in't Water krupen. Hett hei wat an, denn is't gaut. Hett hei nix an, denn seggt door uck kein wat tau. Un dat is dat, wat de Lüüd in eer Stääd denn doch nich so gaut hemm' as wi, de wi hier an'e Küst sommers un winters uthollen möten. Kiek, un bi dit Läben, bi diss Dort un Wief', ümmer „eins zwei drei — eins zwei drei" den langen Weg in't Dörp, un denn „eins zwei drei — eins zwei drei" dissen Weg uck wedder tröög, ümmer un ümmer in de gaude und frische Kurtaxenathmastasphäre un dat ganz umsüs, ümmer in de grelle Strandsünn un in dat klore und blanke Water, bi diss Dort un Wief', door is uut dat lütt Wining Wenzlaff ganz wat Apparts worden.

Mäkens gift dat naug. Aewer schöne un schire Mäkens, de sünd ümmer knapp un roor. Hüürt woll vääl tau, dat so'n lütt Diern gra so ward, as de leiwe Gott sick dat bi Eva'n eis vöörnamen hett. De ein hett tau dick Bein, de anner, de is mit eren Charakter nich richtig in Gang kamen, de drüdd hett alls, wat recht is, äwer dat Mäken hett nich richtig wat liert, un dit hett dat, un dat hett dit. Richtig kumplett, so schier un schmuck as Wining Wenzlaff, dat is man selten ein. Uemmer wier sei bi eer Mudding un hülp in'e Köök un in'n Stall. Up't Feld un in'e Wisch. Sei maakt ok Törf, dat dat so'n Dort har. Un sauber uutmelken künn sei ok. Aewer dit is jo man alls wat föör de Wirtschaft. In'n gauden Huus', door hüürt dat taun lütt Mäken tau as de Hoor up'n Kopp.

Nu kamen wi tau dat, wat för't Hart is. Un door wier uck alls, äwer uck alls door.

Wining Wenzlaff, as sei nu 'n bäten afwussen wier, de leet dat uck 'n bäten seihn, wo schöön sei wier. Worüm uck nich? Wat ein in'e Kommod' liggen lett, dat stockt. Door kamen de Müüs' bi. Dat verolmt. Wat in de Sünn kümmt un up'e Lien hängen deit, wat gaut uutwascht ward, dat blift frisch.

Dat wier uck gra 'ne Gegend, wo ein bi frisch bliben künn. Vääl Water, vääl Wind, vääl tau daun un ümmer uck naug tau äten.

Wining, de wüß eer Oellern öwern Kopp. Eer fief orer sös Bräuder, kann uck noch ein mier wääst sin, denn de segen all öwerein uut, de hööl sei gaut in Schuß.

Wier dat so wiet, dat de Sünn all dat Water bäten anwarmt har, orer dat de Sand all 'n bäten dampen dee', denn wier Wining de ierst, de hier an'e Küst tau Water güng.

Groot un rank wussen, har sei eer lütt un piel Tittings in 'n lütt bunt Dauk inbunnen, gra so, as dat nu upkamen is un goornich maal häßlich uutseihn deit. Eer bruun Hoor, de har sei uck in'e lütt bunt Mütz in, man bloot, dat vöörn uut de Mütz 'ne lütt bruun Lock ruutkiken dee', de so uutseeg, as har sei eigentlich noch mit in'e Mütz süllt; äwer de Hoor, de wiren so blank un so bruun, dat sei nich mier dor mit unnerkrupen künn. Ick glööw, de lütt Lock, de süll uck woll fuurts buten bliben, süs wüßt jo kein Minsch nich, de diss lütt nüüdlich Diern tau seihn kreeg, wat sei föör Hoor unner eer Dauk tau sitten har.

Un denn, wenn sei sick ümseihn har, dat door uck jo kein taukiken dee', denn neem sei rasch uck dat bäten bunt Tüüg af, wat sei noch up'n Liew har, un wier huschdibusch all in't Water, irer ein wat seihn hett. Sei wier sier schanierlich.

Was sei denn bäten up un af schwommen, denn neem sei eer Baaddauk üm, greep eer oll bunt Tüüg un lööp in'e Düün. Un door leeg sei denn gra so, as de leiwe Gott eer maakt hett, in de heit Strandsünn un brennt so bruun in, dat sei gegen den iersten Schnitt hen all goornich mier bruun utseihn dee', irer all vigelett.

Man bloot de poor bunt Däuker up'n Liew, de Ogen blitzblank un de Tänen schneewitt — ick will di wat seggen: Löppt di eis so'n Diern öwern Weg un stammt sei uut 'ne gaude Fomielj, griep tau! Laat eer nich mier weg! Holl sei fast! Dees' Rass, de ward all knapp!

Dat hemm' uck de Jungens uut't Dörp dacht. Jierst hett de ein in'n Busch fleut't un denn de anner ut'e Düün. Denn hemm' sick 'n poor all haugt, as de ein de Fleuteri up'e anner Siet hüren dee'. Un denn is noch ein doortau kamen, de gegen de beiden annern wier, un de hett uck noch mithaugt. Sei hemmen richtig up'n Hümpel lägen. Un Wining Wenzlaff, de güng mit keinen einen von eer. Sei hööl sick tröög, as täuwt sei up ganz wat Apparts, up gra so Apparts, as sei sülwsten wier.

As sei nu 'n Enn' wider wier un de Saak iernstlich würd, door keem uut't Dörp een Anschlag öwer den annern. De Jungens von de groten Buurn, de dachten: Nu is sei woll so wiet! Un wenn ick ankaam, ick Hermann Ossenkopp sien besten Sööhn, denn föllt so'ne Diern as Wenzlaffens eer Wining mi fuurts üm'n Hals. Tjä: Puustekuchen! Hei keem an, äwer sei fööl nich. Sei sä goden Dag un sä uck fründlich adjö. Un denn güng de Jung allein dörch den Busch tröög. Keem noch ein un noch ein.

Un sei güngen uck wedder gra so af, as sei ankamen wiren.

Mit dissen brunen Düwel, mit den'n, door wier nix antaufängen.

Denn keem de öllst Sööhn ut'n Schultenhof, 'n groten Kierl, uck'n finen Kierl. Einen staatschen Kierl. Hei deint bi de Saldaten un wier bi sien MG. uck wat wiert. Sei güng mit em 'n poor Maal dörch't Dörp. Kiek! Mier heet dat nich. Kiekt eis her: Nu ga'k mit den Schulten sinen Sööhn! Ick, Wining Wenzlaff.

Aewer denn leet sei em wedder lopen.

Paßt woll nicht recht tauhoop.

Ick täuw noch 'n bäten.

Denn kemen uck de välen Baadgäst öwer Sommer un keken sick de Ogen uut: Wat waßt hier föör 'n Mäkenblaum! Allerachtungnocheins! Door kann sick ein sien teigen Fingers na aflicken, un denn is hei nonnich satt! Wining, de leet nix anbrennen. Sei maakt alls mit, wat öwer Sommer mittaumaken is. Aewer sei leet sick mit keinen Minschen in. Un wiren dei noch so achter eer an. Sei bleew, wat sei wier.

Door is vääl passiert achter de Düün un in'n Busch. De ein, einen groten Angestellten mit vääl Gehalt, de wull eer hemmen, un wenn sei em nich wull, denn wull hei sick in 'n Busch doodscheiten. Knallt hett dat uck. Aewer hei häär woll 'n bäten an sien Nääs vöörbihollen un wull eer man bloot bäten Bang maken. An'n neegsten Dag leep hei noch ganz lebennig rümmer, un Wining hett em uutlacht — mit so'ne Spääß, door har sei nix in'n Sinn.

Denn wier door 'n ollen Wittmann, de leeg ümmer in'e Düün un keek eer mit grote Ogen na. So'n jung Wief, dat künn em woll gefallen. Hei truugt sick äwer nich richtig ranner un sä nix. Un von so'n Ankiken un Begluupschen, doorvon kümmt jo uck nix taustann'. In dat, wat man up hoochdüütsch „die Liebe" nennt, all goornich.

Un denn kemen all de jungen Kierls, de in'e Stadt woll all groot Lüüd sünd, äwer hier an'n Strand ierst eis afwagen warden möten, wat sei woll wiert sünd un wägen daun. Dees' Oort, de fleut'te eer an — „Fräulein Elwienchen!" so säut, as de oll utlapen Zucker up Bäcker Beutner sien Schnecken schmeckt. Aewer dees' Spies', dat wier uck nix föör Wining Wenzlaff. Sei wull wat Hartlichs, äwer uck wat Kumpakts. Un dit Sommervolk, dit wier wat taun Ballspälen un Rümmerkarjolen, äwer nix föör't Frigen.

Ball säden uck de Gäst: Mit dissen brunen Düwel, mit den'n kamen wi nich wider!

Ne, wider as Wining nich wull, keem kein ein bi eer. Un dat wier ok man gaut so!

Un denn is alls so kamen, as dat kamen süll. Sier rasch un prompt.

Keem eis 'n nieg Regement strandlängs un wull in't Manöver. In't Dörp nemen sei Quartier. Un abends würd danzt. Denn de Saldaat, de will gaut Aeten, gaut Quartier, gaut Tüüg up'n Liew un denn — uck eis gaut danzen. Door hüürt 'n jung Wief tau.

Wining Wenzlaff, de müßt an dissen Abend uck man in't Dörp un danzen, denn eer Quartierssaldaten, de leten jo nich na.

Se kemen uck richtig in'n Saal. Aewer dat hett nich 'ne halw Stunn' duurt, door keem 'n groten, forschen Spieß an un haalt sick Wining Wenzlaffen taun Walzer weg.

As de Walzer tauenn' wier, door liefert dees' verfluchtigen Spieß dat Mäken nich wedder af, ne: hei leet sick goornich seihn un dat Mäken, dat leet sick uck nich seihn. Sei stünnen noch an'e Teek un hären bäten Laküür vöör sick. Un denn, as de Muskanten wedder spälen deden, 'n richtigen Schottschen, dunn danzt de Spieß wedder mit uns' Wining. As kennt hei eer all teigen Joor.

Un as de Musiek wedder tauenn' wier, dunn bleben sei wedder verschwunnen.

Ick glööw, dat wier in'n Saal bäten sier heit, un sei müßten sick eis buten 'n bäten verfrischen.

Den neegsten Danz sünd sei goornich in'n Saal kamen. Haren sick woll buten wat tau vertellen.

Un denn hemm' sei de ganze Nacht tauhoop danzt, dat dat man so'n Oort har.

As de Sünn all ut'e See kamen wull, dunn sünd sei tauhoop na Huus gaan, dicht an dicht, Arm in Arm, ach Gott, as sei in de Düün wiren, door hemm' sei sick so küßt, dat eer de Luft wegbleew — hei müßt jo fuurts wedder wider mit sien Regement!

Un denn is dat alls so kamen, as dat kamen müßt! Hei wier ball eis wedder door, har mit de Oellern wat tau bespräken, denn stünnen sei in'e Zeitung, un denn

hemm' s' kriegt. Dat kann ick di äwer seggen: So'n Spieß, de kennt jo de Mäkens in- un utwennig. Denn wat'n richtigen Korporaal is, den'n fleigen de Mäkens man bloot so up'n Schoot. Aewer as disse Spieß nu sien jung Fru richtig kennen liren dee', dunn sä hei uck wat von brunen Düwel . . . Sei wier goor nich tau hollen . . .

Ick äwer blief doorbi, Jungs: Löppt juuch so 'ne brune, wille Diern öwern Weg, laat't eer nicht weg! Griept tau un hollt de Diern fast! Gra so, as disse Spieß dat maakt hett. Soans wier't richtig.

De gaude Rass, de is ümmer knapp un roor!

Wie still die Heimat mir im Herzen singt

Du hörst, wenn über den Gärten das heilige Mondlicht klingt,
wie still die Heimat mir im Herzen singt.

Ein Mädchenlachen zierlich über die Wiese schwingt — —
wie süß die Heimat mir im Herzen singt.

Die Wolke naht, ein Held, der mit den Göttern ringt, — —
wie stolz die Heimat mir im Herzen singt.

Es ist ein altes Lied, das durch die Gräber dringt, — —
wie stark die Heimat mir im Herzen singt.

Bauernkraft

„Trocken Brot macht Wangen rot."
Unsre Mutter sprach es oft in alten Tagen.
Und es klang wie graue Zeit, wie Krieg und Hungersnot,
fern wie Märchen, fremd wie Göttersagen.

Trocken Brot! Ein Heidekaten zeigte mir den Mann. Er aß
krachend seinen Kantenknust und zählte neunzig Jahre.
Rote Wangen! Der sein Sonntagsblättchen ohne Brille las,
ging im Winter ohne Unterwams, windfrei die Silberhaare.

Trocken Brot! Der Alte zwang die Säge strack durchs Stubbenholz,
klöbte stärksten Knorrenklotz in Scheiter.
Rote Wangen! Letzter Schlag. Das Beil flog wie ein Bolz.
Vorwärts stürzte in des Todes Front ein wackrer Streiter.

Scholle und Geist

Den heiligen Fluren der ringende Fleiß,
dem Boden das Blut und der sühnende Schweiß,
dem Acker die geistige Adelschaft
und zähe, nervige Bauernkraft,
der Erde —, was irdisch: Volk, Menschheit und Welt —
und alles alleinzig, auf daß unser Feld,
der Acker, die Flur, die schaffende Erde
Boden der Ewigkeit wieder werde.
Darum, —
wenn du die Scholle wendest,
vertrauender Erdmann,
und wenn du den Tag in Stille endest,
bewahrender Herdmann, —
Bauer,
du hütest den Gottesbund:
dein Schritt tönt über Völkergrund,
dein Pflug umzieht des Staates Dauer,
dein Leben ist im Flammengesichte
aller Geschichte
der blühende Anfang, der fruchtende Rest.
Darum,
wie auch der Morgen tagt,
unverzagt
greif zu, treib fort, halt ewig fest!

Das Märchen

Vaters Mutter! Längst nicht mehr auf dem Büdnerhof in der Wietstocker Heide. Jetzt in der Bischofstadt am Bodden — unter den Glocken des Doms. Sie erzählte kein Märchen, sie war selber eins. Immer ein wenig bekümmert, immer ärmlich und bedrückt, aber von einer Güte im Blick, einer Milde im Ton, einer Ruhe im Antlitz, die nicht von dieser Erde sind. So saß sie am Spinnrad und ließ ihr Rädchen schnurren oder wand aus Moos und Gräsern kunstvolle Kränze und trug sie

zum Verkauf auf den Markt. Sie sprach wenig, und wenn sie sprach, klang es verzittert und fein, wie Silberglocken, die einen Sprung haben, wie Heimweh, das in die Ferne läutet. Ihrem Enkel war es genug, an ihrer Seite zu sein, ihre Hand auf seinem Scheitel zu fühlen, in dem leisen Licht ihres Angesichts zu ruhen und den Duft ihres selbstgewebten Kleides zu wittern, daraus es ihm entgegenströmte wie Felderhauch und Wiesenruch.

Großmutter besaß wunderbare Kräfte, wie sie nur im Märchen vorkommen und heute ausgestorben sind. Sie hatte ein Geheimnis, Klöße und Dörrobst zu kochen, Kartoffelkuchen zu backen und Flundern zu braten, ein Geheimnis, das sie keiner Tochter und Schwiegertochter mitteilte, das aber deren Neid und das Entzücken der Enkelkinder bildete. Die einen meinten später, sie habe uralte Rezepte aus Heidentagen besessen, und die andern, die der Wahrheit wohl am nächsten kamen, glaubten, daß die gesuchten Gewürze Armut und Liebe gewesen seien: Armut, die außer Salz keine Zutaten kaufen konnte, und Liebe, die jeden Gast segnete. Nur am Abend im Zwielicht der Schummerstunde ließ sie die Hände sinken, gönnte sich einen Blick nach innen und begann dann wohl zu plaudern. Für ihre Enkelkinder waren es Märchen der Wirklichkeit, das Gewöhnlichste neu, das Außerordentliche selbstverständlich.

Als die Großeltern ihr Haus bauten, fernab vom Dorf, mitten in der Heide, da kostete es sie kaum einen Pfennig. Dennoch war es ein Haus der Sorge. Für die Großmutter, nicht für ihren Mann. Der sah sehr stattlich aus und sehr klug darein, wurde von Pastor, Schulze und Landrat um Rat gefragt, ging fleißig in die Kirche und besaß nur einen Fehler: er hatte zwei Berufe. Wenn die Arbeit auf dem Felde brannte, so fiel ihm ein, daß er ja eigentlich Schneider sei, und wenn ihm jemand im Herbst Stoff für eine Unterhose gebracht hatte und wollte das Stück zu Weihnacht abholen, dann hatte er dringend als Bauer auf dem Acker zu tun. Waren die Umstände aber einmal gegen ihn

verschworen und hielt er mit Hacke oder Spaten auf dem Felde und wurde von dem Fleiß seiner kleinen Frau beschämt, so geschah es jedesmal, daß sich bei ihm ein altes Leiden einstellte: hei kreeg et in't Krüüz un künn nich wirer warke. Seine Frau klopfte ihm dann mitleidig zwischen die Schultern, nahm das Gerät aus seiner Hand und sagte: „Laat ma, Votterke, laat ma! Dat krieg wi uck allein farig" — und dahin stakte er nach Hause und stärkte sich. Sie aber sah ihm mit Liebe nach und war auch noch so stolz auf ihn, auf ihren stattlichen, angesehenen und klugen Mann.

Sie machte ihm auch keine Vorwürfe, als es unaufhaltsam mit der Wirtschaft bergab ging, als sie ihren Fleiß verdoppelte, er aber blieb, wie er war. Die Folgen trug sie tapfer.

Nun saß sie, von ihren Kindern halb und halb abhängig, im kleinen Städtchen unter den Domglocken und spann. Der Kirche gegenüber war sie kein Stündler; sie fühlte sich ihres Gottes sicher im stillen Kämmerlein und hielt ihrer Hände Werk für ein wortloses Gebet.

Als sie der fortgesetzten Kraftverschwendung ihres Lebens mit sechzig und einigen Jahren erlag, trugen ihre Träume sie ins Kinderland zurück. Da zog sie wieder an der Seite ihrer Mutter morgens früh vor Sonnenaufgang durch die sandige Heide zu Markt. Mutter schob die Karre. Man hatte keinen Groschen, etwas zu kaufen. Das Geld mußte erst auf dem Wege verdient werden. War die Zeit vorüber, Blaubeeren oder Preiselbeeren zu pflücken, so sammelte man Moos, Gräser und Dauerkräuter zu Kränzen, die erst in der Stadt gewunden und von Haus zu Haus verhökert wurden. Für den Erlös gab es Zucker, Salz, Nelken, Zimt und Reis, in üppigen Zeiten auch mal Fische, in schlechten wohl gar Mehl. In einer solchen Zeit, kurz vor der neuen Ernte, an einem heißen Tage, geschah es, daß die Mutter im Sandweg vor der schwerbeladenen Karre zusammenbrach und buchstäblich in den Sielen starb. Nun war das Kind allein mit der Toten, mitten im

Walde; sie schleppte die Gestorbene, die sie nur für ohnmächtig hielt, unter eine Riesenbuche in den Schatten, nahm ihr Haupt in den Schoß und wartete, daß Mutter erwachen sollte; doch diese blieb stumm und bewegte sich nur, weil die Knie der Kleinen zitterten. Gewölk zog auf, es leuchtete über den Wipfeln. Die Bäume sangen. Es wurde dunkel. Dann kam der Vater, wollte verzweifeln — und — über die Heide bewegte sich ein trauriger Zug.

*

Diese alten Bilder flogen durch ihre Seele, als sie selber zu sterben ging — ganz still und friedlich, wie ein Licht erlischt, ein Hauch verweht. In den Herzen der Ihren lebte sie weiter, als die liebe, gute Frau Sorge, das Bild der heiligen, fruchtbaren Not.

Reuter-Erinnerungen aus zweiter Hand

Ein Reuter-Schüler

Wohl ist es einem Sterblichen heute kaum noch möglich, mit persönlichen Beziehungen zu Fritz Reuter aufzuwarten; doch bin ich im Laufe der Jahre einer nicht geringen Zahl von Personen begegnet, die der Bannkreis des großen Dichters aus dem Alltag herausgehoben hat. Bei einer Herzkur in Nauheim lernte ich 1898 den alten Stettiner Lehrer Lau kennen. Ihn umwitterte ein besonderer Glanz: er war in Treptow an der Tollense Reuters Schüler gewesen. Für ein paar Groschen bezahlte er die Ehre, von Fritz Reuter in Deutsch, Raumlehre und Englisch unterrichtet zu werden. Was er davon zu erzählen wußte, vermochte allerdings weder die Zeit, noch die Pädagogik, noch das Bild des Dichters besonders zu färben. Anders im Turnen. Hier hob er Reuters ganz persönliche Art hervor, zeigte, wie dieser Privatlehrer über die damalige Alleinherrschaft von Geräteturnen und Freiübungen hinausging, und wie er durch die Betonung volkstümlicher

Spiele geradezu ein Vorläufer neuzeitlicher Gedanken wurde. Lebendig aber quoll die Darstellung erst, wenn Lau auf Reuters Vorliebe für Gartenbau und Blumenzucht zu sprechen kam. Jeder Schüler betrachtete es als einen Vorzug, dem verehrten Lehrer in seinem Garten Handreichung leisten zu dürfen. Bei einer solchen Gelegenheit geschah es, daß Lau, als er aus Versehen die erste Knospe an einer frisch veredelten Rose abbrach, von dem erzürnten Meister eine Ohrfeige erhielt, — eine Quittung für seine Ungeschicklichkeit, auf die er sehr stolz war, und die er „seine intimste Beziehung zur deutschen Literatur" nannte. Bei Reuters sechzigstem Geburtstag rächte sich Lau, indem er dem einstigen Lehrer eine Kiste Spickaal nach Eisenach sandte. Die Antwort darauf hielt er täglich in seinem Bratenrock bereit, um jeden Zweifel zu widerlegen, der seinen Nimbus anzutasten wagte.

Zwei Reuter-Freunde

Inspektor Wienk

Gleich zwei Bekannte des Dichters lernte ich 1890 in dem kleinen Städtchen Tribsees a. d. Trebel kennen. Vor dem Steintor lebte dort der Rentier Wienk. Mit ihm trat mir die Unsterblichkeit in Person entgegen, der erste Mensch, der mit einer Strecke seines Lebensweges dem Olymp der deutschen Literatur nahe gekommen war. Raunten doch die Schicksalsgöttinnen des Städtchens, daß er ein wichtiger und einflußreicher Lebensfreund des großen Humoristen gewesen sei und unter seinem eigenen Namen in der „Stromtied" auftrete. Gleich Reuter von untersetzter Figur, liebte auch er Gartenbau und Rosenzucht und eine regelmäßige Befeuchtung der Seele. Im Gegensatz zu holder Jugendgewohnheit verbrachte er jetzt aber seine alten Tage nur noch im engsten Kreise. Vormittags zwischen seinen Blumen. Im Anschluß daran die Pagelsche Gartenwirtschaft aufsuchend. Allein kommend, allein gehend. Mit der „Stromtied" hatte es seine Richtigkeit. Reuter

liefert dort im ersten Kapitel alle Tatsachen, die mir den alten Rosenzüchter in Tribsees aus dem Alltag rückten. Lebensberichte beglaubigten den Fall. Wer hatte den Treptower Privatlehrer zur Dichtung ermuntert? „Vornehmlich Justizrat Schröder in Treptow, Fritz Peters auf Thalberg, sowie der dort als Wirtschafter tätige, voller Schnurren steckende Rudolf Wienk, Mecklenburger von Geburt, ein tüchtiger Oekonom und lustiger Mensch, der später das von Peters gepachtete Gut Stolpe bei Anklam verwaltete, wohin Reuter öfter zu Besuch kam.“ So bei Gaedertz zu lesen.

„Der lustige Mensch“ war im Laufe der Jahre eingetrocknet. Schon die knarrende Stimme hatte nichts Anheimelndes mehr. Und als ich ihn doch einmal anzusprechen wagte, ob er nicht Briefe von Reuter besitze, antwortete er kurz abweisend: „Wer künn in de Tiet glöben, wat för 'n groot Diert noch eis uut den Windhund ruutkiken wür!“

Mich erschütterte das Ergebnis. Genie im Aufbruch — und Zeitgenossen! Das Kapitel „Fritz Reuter und Fritz Peters“ ist ein sehr seltenes Kapitel.

Apotheker Krauel

Ein Mann gänzlich anderen Schlages war der Apotheker Krauel. Von ihm erzählte man mit ehrfürchtigem Staunen, daß er Reuters Werke mit eigenhändiger Widmung besitze — als Dank gelegentlich eines Fackelzuges der Rostocker Studentenschaft, bei dem der damalige Besucher der Alma mater die Ansprache gehalten habe. Krauel war in meiner Tribseeser Zeit ein gern gesehener Gast im „Piepenklub“ und im „Gewerbeverein“. Er verfügte über einen Schatz volkstümlicher Schwänke, stellte sie mit Taschentuch und Kartoffel in rasch entworfenem Kasperlestil dar und war besonders in seiner Wiedergabe ulkiger Szenen vom „Rostocker Pingstmark“ unübertrefflich. In der Erinnerung ist mir — leider nur hochdeutsch — „der mundfertige Warenschleuderer“ haften geblieben. Dieser ist

gerade dabei, seinem Publikum „eine konkurrenzlos kosmisch-kosmetische Universal-Fleckseife“ anzupreisen und fährt nun wörtlich fort: „Wo einer ist — und er hat einen Fleck — mag er sein, wie er will, wo er will, was er will — er reibe mit meiner Seife dreimal rauf, dreimal runter: der Fleck ist weg, das Kleid wie neu, das Zeug keinen Schaden — und so etwas vorbeitröppfelt, kann man's noch zum Reinigen von Stubendielen benutzen. Also, wer greift hier zu, wer streckt die Pfote, wer zückt die zwanzig Pfennig? Keiner da, nicht einer da!? Da habe ich etwas Nochniedagewesenes, etwas ganz Rares, Seltenes, Einziges: ein Federmesser, echt Solinger Gußblech. Das biegt nicht, das bricht nicht, das frißt sich durch wie Vitriol. Und wenn Sie meinen Worten nicht Glauben schenken wollen, so will ich freiwillig nach Borneo gehen und mich lebendig als Missionar verbrennen lassen, was wohl der beste Beweis für die Güte meiner Ware ist. Wert ist das Stück eine Mark, bezahlt hab ich's mit 90 Pfennig, bieten können Sie 80, geben sollen Sie 70, verschenken möcht ich's für 60 — und weil heute meiner Schwiegermutter Sterbetag ist: 50 Pf.! — und weil Sie ein so hübschet Gesichtken haben, Fräuleinken: 40 Pf.! — und weil ich die Ware auf jeden Fall los werden will: nur 30 — und sollte Gott mich auch am Jüngsten Tage strafen: 20 Pf. — Ja, hier noch ein Taschenbuch dazu, drin können Sie Ihren letzten Willen mit Unwillen notieren — noch immer für 20 Pf. — und noch einen Bleistift dazu — und das alles für sage, schreibe und schreie: 20 Pf.!! Ja, denken Sie denn, Fräuleinken, ich soll Ihnen noch eine gebrauchsfähige Dreizimmerwohnung und einen stubenreinen Ehemann dazugeben! Nix zu maxen! Weg mit Schaden! Alles in allem für einen lebendigen Silbergroschen!“

In dieser Tonart vermochte Krauel abendlang fortzufahren. Er hatte mit Reuter aus derselben Quelle geschöpft; und unaufhörlich wurde seine Erinnerung gespeist aus dem Born des Volkshumors. Er war übrigens in Tribsees nur einer unter vielen, die mir eine

Kunst ursprünglicher Erzählung von nie wieder beobachteter Höhe vermittelt haben. An der Spitze Onkel Kerber, ein Ackerbürger, der neben Heinrich Bandlow wohnte. Sein Einfluß auf diesen ist unbestritten.

Das Geburtshaus von Reuters Mutter

Verlobte Junitage in dämmernder Jugend. Ueber der Plattform vor dem Hückstädtschen Hause an der Langenheerstraße von Tribsees schwärmte die blühende Linde. Noch stand das alte Haus mit abgewalmtem Giebel und schön geschwungenem Dacherker dem Rathaus gegenüber, nichts ahnend von dem, was kommen sollte, jener erkerlosen und lindenlosen Zeit. Sonst aber ging allerlei Seltsames in dem alten Hause vor. Allein, die darin wohnten, kannten zwar die Sprache der rauschenden Linde, doch nichts vom Geisterraunen rieselnder Wände oder der Sehnsucht, die in ziehend sich dehnenden Hölzern alter Gebälke bangt. Ich war zu sehr mit den Märchen des eigenen Lebens beschäftigt, als daß ich hätte ahnen können: in diesem Hause geschah vor hundert Jahren ein Wunder, entsprang ein Quell, dessen Bestimmung es sein sollte, einer ewig erlösungsbedürftigen Menschheit Wasser des Lebens zu spenden.

Eines Tages — ich saß in selbstgenugsam ausgefüllter Stunde auf der Plattform unter der Linde — trat der Nachbar meines Schwiegervaters zu mir, Bäcker Reinhart. Schmunzelnd bemerkte er: „Weiten Sei uck, wat föör 'ne Jer Sei hebben, wenn Sei door nu so preislich sitten? Nämen S' man ümmer den Haut af, wenn Sei dörch de Döör gaan: hier is kein anner as Reuters Mutter buurn."

Ich sprang überrascht von all meinen eingebildeten Sitzen hoch, stattete dem ganzen Hause die tiefste Verbeugung ab, schritt nicht wenig geschmeichelt über die Standeserhöhung der tief ausgelaufenen Schwelle und sah plötzlich Bilder und vernahm Stimmen in den Räumen, deren Gesicht sich völlig gewandelt hatte, und

suchte jene Stelle, wo der erste Schrei des Kindes das Leben, das später so tragisch gesteigerte Leben beschworen haben könnte. Aber — vor die Tugend haben die Götter den Schweiß gesetzt — und von Goethe hatte ich damals noch nicht mehr begriffen als: „Jugend ist Trunkenheit ohne Wein.“ Jahrzehnte später erst fand ich den Weg zu Reuter und zu dieser Stunde. Schwerstes Leid hatte mich geschüttelt, jahrzehntelang war ich mit meiner Leiche schon spazieren gegangen, da begegnete mir Reuters Mutter wieder, die Frau, die gelähmt am Fenster sitzt und abwechselnd Marc Aurel und das Neue Testament liest, Trost empfangend von einem alten Heiden, der sich nicht unglücklich nennt, weil ihn ein widriges Schicksal getroffen, sondern der sich glücklich preist, weil er trotz diesem Schicksal kummerlos bleibe, weder von der Gegenwart gebeugt, noch von der Zukunft geängstigt, — und der dann fortfährt: „Erinnere dich also bei jeder Veranlassung zur Unlust, die Wahrheit geltend zu machen: Dies ist kein Unglück, vielmehr es mit Mute tragen — ein Glück.“

Nachdem ich Auszüge aus dem Tagebuche dieser seltenen Frau kennen gelernt hatte, wurde sie den Hausheiligen meines Herzens eingereiht, und ich verdanke ihr viel für die letzte Entscheidung im Kampf um die innere und äußere Selbstbehauptung.

Der Reuter-Vormund

Von Tribsees führt mich die letzte Reuter-Erinnerung nach Stettin zurück. Auf dem alten Nemitzer Friedhof ruht neben der Kapelle Robert Prutz. Dem genialen Blick dieses scharfsichtigen Dichters und Kunstrichters war es vorbehalten, Reuter für die hohe Literatur zu entdecken. Im November 1857 stand in seinem „Deutschen Museum“ die Kritik, die für alle Zeit den Trennungsstrich zwischen Groth und Reuter zog und dann in rascher Folge von Julian Schmidt und andern Generalgewaltigen der Feder unterschrieben wurde. Prutz ist sechs Jahre jünger als Reuter. Er hat sein lite-

rarisches und politisches Streben völlig der Ausgestaltung einer neuen, freiheitlichen deutschen Kultur im nationalen Sinne geweiht. Wohl blieb ihm das Gefängnis erspart. Doch griff die Anklage wegen Majestätsbeleidigung mehrmals nach seinem Haupte. Dieselben finstern Mächte, die einen Reuter fast zerbrochen haben, obwohl er kaum mit seiner Gesinnung, niemals mit der Tat gesündigt hat, sie sind es gewesen, die dem tapfern Stettiner Dichter und politischen Kämpfer das Leben blutsauer gemacht und seine letzte Reise verhindert haben. Reuter und Prutz gehören in mehr als einem Sinne zusammen.

Wir Pommern aber dürfen stolz darauf sein, daß das Schicksal uns gestattete, dem großen Humoristen drei Geschenke darzubringen, Geschenke, die das Wunder seines Genius begründeten und es, als die Zeit erfüllt war, liebend und fördernd begleiteten:

in der Tribseeserin Johanna Oelpke die Mutter —
in Fritz Peters den entscheidenden Lebensfreund —
in Prutz auch den bestimmenden Kunstbeurteiler,

der Reuters Platz auf dem deutschen Parnaß für alle Zeit sichergestellt hat.

Awendklocke

Höörst du d' Awendklocke gahe,
Fründke, blief i' Andacht stahe;
hork, eer helle, frame Kläng'
grüße di as leiw Gesäng'!

Klinge di as d' schöönste Lider
uut verflaatne, sel'ge Tide;
singe 'n wunnerleiflich Wies'
vo' di'm Jugendparadies.

Singe in'e säutste Töne
vo' ne Heimat; vo' dem schöne
buschümhäägte, stille Grunn',
wo dien Weig' stünn, gewe s' Kunn'.

Höörst du d' Awendklocke gahe,
Fründke, blief i' Andacht stahe;
hork, eer Lider, eer Gesäng'
grüße di as Heimatkläng'!

Hacken bläwe

Mäke mit dem rode Mündke,
mit dem schmucke Putzgesicht,
kumm, verwiel bi mi e Stündke,
dat'k up di e Liedke dicht.

O, dat scha' mi schoonst gelinge,
as't kei Dichter bäter ka';
wi' dien Schöönheet eis besinge,
u' bi'm Mündke fäng' ick a'.

Ja, di' Mündke! — D' säutste Bere
köne ni' so schmackhaft'g si',
u' du wardst mi't ni' verwere,
we'k't eis uutprobeire wi'.

Dunner Mieskatt! Wettst, schö' Kindke,
laat'm ann're nu ma't Woort;
ick mutt schwige — vo' di'm Mündke
kaam'k föör't eirst ni' wedder foort.

Leiwserklärung

Mäke, du klei' Hexeding,
segg, wo heft mit eis so flink
all'ne Bruutmann krege?
'Mutterke, im Maandeschien
gistern awend, schmuck u' fien
keim e mi entgege.

Eirste keek e groot mi an,
ick em uck, dunn drängt dei Mann
dicht a' mi sich ranner;
ick weer spraakloos, rejen baff —
hei sä uck nißt, u' so gaff
ei' Woort ball dat anner.

E' Mißverständnis

Administrater Bautsch i' Glien
besüüt sich graad sien muntre Schwien,
dei up si'm Meßhof rümmerwäule
u' sich door recht behaaglich fäule —
dunn fäurt mit eis d' Kreisburaat vöör,
stiggt af vöör Bautsche sine Döör,
nimmt Huus u' Hof i' Ogenschien
u' süüt uck Bautsche u' sien Schwien,
grüüßt kort u' seggt im strenge Toon:

„Behördliche Baurevision;
bin der Kreisbaurat. Wie ich sehe,
liegt in unmittelbarer Nähe
des Wohngebäud's Ihr Schweinestall;
Herr Bautsch, dies ist auf jeden Fall
gesundheitsschädlich, 's wird deswegen
verfügt, daß Sie den Stall verlegen — —."
Bautsch kickt de' Mann verwunnert a'
u' meint gelate: „Herr, wo ka'
dei Stall gesundheetsschädlich si',
door irre S' ganz gewaltig i':
Mien Schwien — Sei köne 't hier jo seihe —
sü' all gesund; krank is nich ei'e!"

De kranke Tään

Kauhäuder Quast in Ollen-Schlaag'
hett grote Plaag mit Täänweidaag',
'ne holle Kuus' sett't em sier tau
un lett em Dag un Nacht nich Rau.
Balbierer Wippschoot in de Stadt
hett Quasten in de Maak all hatt,
doch de oll Kuus' was nich tau faten,
un Wippschoot müßt s' man sitten laten.
Nu sünd Balbirers, as bekannt,
mit Fopperien giern tau Hand,
un Wippschoot dacht den Ogenblick:
Hier äuwst du wedder maal'n Stück!
Hei sä tau Quasten: Leiw Herr Quast,
de Wöttel sitt mi doch tau fast,
door mööt de Tang' taun Deubel gaan.
Sei kann bloot noch de Iserbaan
von disse Täänweidaag' kuriren,
wenn Sei up minen Raat jitzt hüren.
Sei möten up den Baanhof gaan,
un seihn Sei door de Iserbaan,
denn stelln Sei achtern Zug sick hen
un tüdern üm den fulen Tään

een Enning von 'ne tage Snuur,
gaut fast, süs glückt Sei nich de Kuur!
Dat anner Enning, leiw Herr Quast,
dat binnen an den Zug Sei fast,
an'n Puffer von den letzten Wagen,
dit Middel hett noch nüms bedragen;
de Hauptsaak is, dat stief Sei staan,
wenn loosgaan deit de Iserbaan.
Je, denkt Musch Quast, denn helpt dat nich;
de Tään ritt em ganz fürchterlich,
un hei in sine Pien un Qual
ok annern Dag na'n Baanhof daal.
Hei maakt dat so, as Wippschoot sä.
De Zug füürt af. Up sine Stä
steit unse Quast heil stuur un stief.
Door foort'n Ruck dörch sinen Liew,
hei jappt na Luft — lang sleit 'e hen
un glööwt, nu is't mit em tau Enn.
Indeß verhaalt hei ball sick wedder
un — rift verbaast dat Achterledder,
dunn äwerst gript hei na den Mund —
na, dit's nagradens doch tau bunt:
Sien Tään, de sitt noch ümmer fast!
De gaude, brave, arme Quast
hett nich de Kuus', ne — uut den Wagen
den einen Puffer rutertagen.

Wo s' tau finnen sünd

As jeder wett, was d' „ull Fritz" König vo' Preuße. Hei was e streng', awer gerecht Herrscher, dei geern eis ickomnito, as sei dat nenne, spazire güng, üm Land u' Lüd' kenne t'leren.

Eis Namiddags is hei in'e Neegd vo' Zanksussi u' süüt door up'm Stein an 'e Schossee 'ne Handwerksbursche sitte, dei si' Hemd up'm Schoot hett u' sich d' Lüüs' af= söcht. D' ull Fritz is nieglich u' frögt de' Keerl, wat hei door agire dee'. Mi' Handwerksbursch, dei i' Pots=

dam bi'ne Saldate stahe hett u' de' ull Fritz ganz genau kennt, stellt sich richtup u' seggt: „Majestät, ick lause mir!"

Dem ulle Fritze gefüllt dei uprichtig Antwoort, hei kickt de' Handwerksbursche wollgefällig a' u' meint: „Ich bin erfreut, mein Sohn, daß Er auf Reinlichkeit hält; aber woher kennt Er mich?"

Na, dei Keerl vertellt dem König nu, dat hei i' Potsdam Saldaat späält hett, u' schlütt sien Rääd' mit de Wöörde: Dat müßt doch e' slecht Saldaat sin, dei sine König ni' kenne dee'!

Dat höögt ja dem ulle Fritze ganz gewaltig; hei drückt dem Handwerksbursche 'ne blanke Daler i' d' Hand, wünscht em 'n gaud' Rees' u' geet dunn sine Wääg wider.

Dej' Unnerhullung hett e' anner Handwerksbursch, dei nich wiet af hinner'm Busch lege hett, mitanhöört. Dei denkt bi sich: „Sa'st di uck 'ne Daler verdeine!" Hei schlickt sich e Enn' de' Schosseegrawe entlanke, kümmt up e Flag, wo d' Schossee 'ne Bage möckt, wedder taum Vöörschien u' sett't sich up 'ne Schosseestein. Dunn treckt hei flink si' Hemd uut, leggt't up sien Knei, as hei't dem annre afkäke hett, u' deet so, as of hei sich uck d' Lüüs' afsöcht.

D' ull Fritz hett awer sien Anstalte seihe. As hei neger kümmt, frögt hei uck deje Keerl, wat hei door make deet.

„Majestät," — is de Antwoort — „ich suche Läuse!"

„Na," seggt dunn d' ull Fritz tau dem Hallunke u' wist mit si'm Krückstock na dem eirste Handwerksbursche hen, „dann geh er zu seinem Kollegen, der hat welche!"

De Gausbraad'

't is Sünndag vöörmiddag. Vadder Tobies sitt in de Stuuw un grippt Fleigen. Dat heit, eigentlich gripen de Fleigen em, un hei hett naug tau stüren, dat sei sick nich up sinen runnen, glatten Kopp setten un dat schöne Fett uutsugen, wat hei sick bi lütten anfaudert hett.

Vadder Tobies is nämlich een wollgenäärten Quatzenfürer, un de Fisch, de hei tau Mark bringt, sünd de besten in de ganze Gegend. Natüürlicherwies' behöllt hei de allerbesten för sick, un wiel dei, as öwerhaupt all Aeätworen, gaut bi em anschlaan, hett hei sick mit de Joren so'n drüddhalw Zentner läwend Gewicht tauleggt. Un Apptiet hett hei ümmer. Bi dat Fleigenkiren hett hei sick so afmaracht, dat em orig de Heithunger ankümmt.

Hei is allein in'n Huus'. Sien Ollsch is tau Kirch gaan. Anner Bedeinung is nich door, un hei mööt sick also sülwen bemäun, wenn hei sinen Hunger stillen will. Hei süüt in de Spieskamer na, ob door nicht wat tau finnen is, wat em as tweit Frühstück paßlich dücht. O, door is jo een lütten Vörraat an Mettwust, Schinken, rökerten Aal un äänlich schöne Saken, de em Freud maken! Hei lett sick ok goor nich lang nödigen un füürt sick de Kleinigkeiten tau Bost. Nu ward em all 'n ganz Deil bäter tau Maud'. Indessen hett hei woll noch 'ne lütt Affiet in de Maag, de noch nich tau eer Recht kamen is, un hei süüt sick na mier üm. Aewerst wo sall hei noch wat säuken? Wenn in de Spieskamer nix mier is, denn is ok woll öwerall nix mier.

Sall hei nu bet Middag Noot liden? Dat is noch gaut 'ne Stunn' hen. Hei öwerleggt, ob hei nich schraatöwer bi den Wirt „taun güllnen Hääkt" een poor Jesbein orer süs wat Noorhaftes tau sick nämen sall.

Bi dit Oewerleggen kümmt hei wedder na de Stuuw rin. Potz Sli un Kuulboors, wat is dat? Em kümmt mit eis so'n leiwlichen Geruch in de Nääs', dat em't Water in't Muul tausaamlöppt. Hei geit dissen Geruch na un finnt in de Abenrüür enen wunnerschönen, frischen brunen Gausbraden.

„Süh, süh," denkt hei bi sick, „de Ollsch is doch nich so knickrig, as du ümmer glööwt hest! Sei spandiert di taun Frühstück goor 'nen Gausbraden. Schaad', dat du dat nich irer wüßt hest, denn harst du nich ierst in

de Spieskamer rümmertausäuken bruukt! Un wo apptietlich de Gaus uutsüüt! Rein taun Anbiten!"

Un Vadder Tobies bitt an, as de Kuulboors an'n Daumaddick. Hei haalt sien Taschenmetz ruut un finzelt von den Gausvagel 'n gaatlich Stück af. Dat schmeckt so uutgeteikent, dat hei nich anners kann — hei mööt sick taun tweiten Maal een Stück afschniden.

„Ne, wo dat munnt! Dat is jo goornich tau seggen. Wo sick de Ollsch woll freugen ward, wenn sei hüürt, wo fein mi dat schmeckt hett! 't is äwerst ok tau nett von eer, dat sei üm eren Kierl so besorgt is! Ollsching, dat holl ick di för ümmer gaut!" —

De Ollsch is na 'ne Tiet ut de Kirch trüggkamen. De Prädigt is sier schöön wääst. De Paster hett von de „Speisung der fünftausend Mann" vertellt. De Geschicht is eer so tau Harten gaan, dat sei sick vöörnamen hett: „Von hüüt an mööt't anners warden! Du warst dinen Mann den Brootkorf höger hängen." Indääm sett't sei de Tüften up't Füür, denn dat is gliek Aetenstiet.

De Tüften kamen up den Disch, un de Ollsch geit na den Aben, üm de Gaus uut de Rüür ruuttaunämen. Ja, proost Maaltiet, door har 'ne Uul säten! Up de Bradenschöttel liggen luter Knaken.

„Mann, Tobies," kriescht sei up, „wo is de Gaus bläben? De süll föör uns all tau Middag, un ick har s' in de Rüür stellt, dat sei warm bliben süll — o, du grundgütiger Himmel, is denn sowat minschenmööglich? Du Fräätsack, du! — O, mi träden de Aanmachten an — oh, oh!"

„Wief!", begeert hei nu up, „wo kannst du 'nen Minschen so verfiren! Wägen een lütt Gaus so'n Mirakel tau maken! De süll also tau Middag äten warden? Wo sick de Minsch doch irren kann! Ick wier waraftig in den schönen Globen, dat süll mien Frühstück sin, un hew door nu so'n bäten an rümmerpuult. 't is recht schaad', dat ick up de Oort üm't Middagäten kaam! De Schreck is mi so däägt in de Maag schaten, dat ich nu woll giern een bäten wat Fastes äten mücht."

Der erste Lorbeer

Wie die Schwalbe den Sommer, so machte Viktor Wittemann die Saison. Wenn er in dem stattlichen Badeort der Ostsee erschien, das blasse, glatte Gesicht grüngrau wie der Ulster, den er bei jeder Witterung trug, den schwarzen Samthut, den manche Sommersonne ausgesogen, kühn geformt, heute spitz und dreieckig wie Napoleon, morgen rund und schlapp wie Richard Wagner, dann ging es von Mund zu Mund: „Der Wittemann ist da!"

Alle Namen wechselten auf dem Programm des Kurtheaters, jeden Sommer machten andere Backfische einem anderen Ferdinand ihre Fensterpromenade — unbeirrt in der Erscheinungen Flucht beharrte Viktor Wittemann vom Stadttheater Stettin.

Ein Glück hatte ihm nie gelächelt, weder in der Kunst noch im Leben. Ordnungsmäßig war er den Weg des Mimen gegangen: vom Romeo über den Tell zum Stauffacher. Er hatte zu wenig Theaterblut. Er war ernst und in sich verschlossen. Und er dachte zu viel. Darum hatte er es nicht weit gebracht.

*

Jeder Künstler träumt seinen eigenen Traum. Viktor Wittemann träumte ihn auch. Ein Wunsch zehrte an seiner Künstlerseele, eine still und heiß brennende Sehnsucht, die seine ganze, lange Schauspielerlaufbahn nie erfüllt hatte: Einmal einen Lorbeerkranz mit Schleife und Widmung zu erhalten. Einen wirklichen — nicht den üblichen, den gefällige Freunde seinen Kollegen zu Füßen warfen oder den sie sich selber bestellten. So billige Lorbeeren hätte er längst haben können. Sein Feingefühl hatte sie verachtet.

Aber einmal einen Lorbeer, von wahrer, warmer Begeisterung gewunden, einen Lorbeer, nicht auf Be-

stellung, sondern aus dem Drange eines edlen Herzens ihm dargebracht. Er erinnerte sich eines Kollegen. Der hatte mit seinem Fiesko und Hamlet die Prima eines Gymnasiums so entflammt, daß sie ihm von ihrem Taschengelde einen wundervollen Lorbeerkranz stiftete mit einer langen, himmelblauen Atlasschleife daran. „Dem genialen Hamlet die begeisterte Prima“, stand mit silbernen Buchstaben darauf. Und der Kollege, der heute ein berühmter Staatsschauspieler war, hatte den Kranz aus allen anderen herausgenommen, und als er vor die Rampe trat, ihn an sein Herz gedrückt und gesagt: „Von der Jugend!“ Seine Augen hatten geleuchtet. Und er, Viktor Wittemann, hatte dabeigestanden und bei sich gedacht: „Einen solchen Augenblick — ein einziges Mal! Und dann sterben!“

Gewiß hatte er noch nicht die rechte Rolle gefunden. Aber auch seine Stunde würde kommen — vielleicht bald. Der erste Lorbeer sollte nicht seinen Sarg schmücken.

Fünfundzwanzig Jahre war er nun an der Bühne, und der ihm wohlgesinnte Intendant beschloß, ihm einen Ehrenabend zu bewilligen, für den er sich selber die Rolle wählen durfte. Nach langer Ueberlegung erbat er, trotz der Bedenken des Intendanten, den Wurm in „Kabale und Liebe“, den er noch nie gespielt und der ihm besonders „lag“.

Es war ein sehr heißer Tag. Aber die wenigen, meist der Jugend angehörigen Zuschauer klatschten ihm begeisterten Beifall.

Auch die üblichen Gaben blieben nicht aus: ein in gelbe Nelken gehüllter Karton mit einem Paar extrafeiner Handschuhe von einer Verehrerin, eine neue Fausterklärung von ihrem Vater, ein viertel Dutzend Batisttücher nebst einem Rosenstrauß von der Hotelwirtin, bei der er zu Mittag aß, eine Kiste Hamburger Zigarren von seinem Lieferanten — einen Lorbeerkranz erhielt er nicht . . .

Am nächsten Morgen machte Viktor Wittemann seinen gewohnten Spaziergang auf der Strandpromenade. Groß

und klar lag vor ihm das Meer wie Verheißung der Ewigkeit, warme Sonnenlichter spielten über seine weithin blauende Fläche.

Da überkam es ihn wie unwiderstehlicher Drang, ein Bad zu nehmen. Er löste eine Karte und betrat das vornehm ausgestattete Familienbad.

Aber was war das?

Sämtliche Badejungen in ihren blauweißen Kitteln bildeten bei seinem Eintritt feierlich Spalier, mehrere Herren, ganz oder halb oder gar nicht angezogen, blickten ihm mit größter Aufmerksamkeit entgegen. Jetzt stürzte auch der Bademeister aus seinem Verschlag, auf seinem wettergebräunten Gesicht lag dieselbe Spannung.

Der Mime kannte den Mann, er gehörte zu seinen alten Verehrern. Erst zu seinem Ehrenabend hatte er ihn mit seiner Frau in der ersten Reihe des Sperrsitzes gesehen.

Aber was hielt der Bademeister denn da, halb hinter dem breiten Rücken verborgen, in seiner Hand? War es ein Truggebilde, das seine erregte Phantasie ihm vorspiegelte? Oder erfüllte sich sein Traum? War es wirklich ein Lorbeerkranz, kleiner wohl und bescheidener, als sie es sonst zu sein pflegen? Aber — ein Lorbeer doch mit einer himmelblauen Schleife und silbernen Lettern darauf, gerade so wie sie damals der gefeierte Hamletdarsteller an sein Herz gedrückt? War seine Stunde gekommen? Endlich gekommen? War es die spontane, begeisterte Huldigung aus dem Volke, auf die er stets den größten Wert gelegt?

Endlich fand er Worte. „Sie sahen meinen Wurm, lieber Freund, und Sie bringen mir ihren Dank."

Da zog ein gutes, breites Lächeln über die wetterfesten Züge. „Wurmen . . . nee, Wurmen nich. Aber Sie sind man der Zehntausendste!"

Und er wies auf die himmelblaue Atlasschleife.

Die silbernen Lettern tanzten vor Viktor Wittemanns Augen. Und er las: „Dem zehntausendsten Badegast die Badedirektion."

Nun trat auch ein hübscher, blonder Badejunge hinzu und brachte ihm eine weite, weiße Schwimmhose, auf der mit roten Zahlen 10 000 stand.

Viktor Wittemann nahm den Lorbeer mit der Widmung und hängte ihn an einen Nagel in seiner Badezelle. Und in der Schwimmhose mit der Zahl 10 000 schwamm er in das klare Wasser . . . weit, weit hinaus.

Das Stelldichein

„Zum alten Tauroggen wollen Sie? Es kann Ihr Ernst nicht sein."

„Und weshalb nicht?"

„Weil bei dem noch nie ein Mensch länger als vier Wochen ausgehalten hat."

Es war bereits der Dritte, der mir dasselbe oder etwas ähnliches in Aussicht gestellt hatte.

„Herr Tauroggen wünscht Sie", empfing mich an einem Morgen der Prokurist, unter dem ich bis jetzt gearbeitet hatte.

Ich kann nicht leugnen, daß mich ein wunderliches Gefühl bei dieser Mitteilung beschlich, nicht unähnlich jenem aus früheren Tagen, wenn man in der Schule zum „Herrn Direktor" gerufen wurde, und mir blitzschnell tausend Möglichkeiten durch Kopf und Herz brausten, die solchen Ruf veranlassen konnten. Ich weiß auch nicht mehr, welches der erste Eindruck war, den ich von diesem Manne empfing. Nur eins ist mir im Gedächtnis geblieben: daß alles an ihm so ganz anders war, als ich es mir vorgestellt hatte.

Vor allem war er gar nicht alt, wie ich ihn mir gedacht hatte, sondern ein Mann in den besten Jahren, hoch gewachsen, ganz sehnig und muskulös mit langem Halse, der sich eigenwillig aus dem weißen Stehkragen emporreckte, einem breiten Gesicht mit gezackten Brauen über kühlen, klaren Augen und ehernen, ein wenig robusten Zügen.

„Ich möchte Sie bitten, von heute ab den Posten einzunehmen, für den ich Sie bestimmt habe", sagte er mit einer dünnen, aber sehr festen Stimme. „Sie lesen die eingegangenen Briefe mit mir und erledigen nach Rücksprache die Korrespondenzen."

Jeden Morgen saß ich nun mit Herrn Tauroggen in seinem von den übrigen Geschäftsräumen streng abgeschlossenen Privatkontor; jeden Morgen las ich die Briefe, die er mir zuwies, entwarf nach seiner kurzen, knappen Weisung die Antworten, die ich ihm wiederum bekanntgeben mußte, und an denen er nur selten etwas verbesserte. Ueberhaupt konnte ich mich über eine schlechte Behandlung nicht beklagen. Er behandelte mich eben gar nicht, sprach kaum ein Wort mit mir, jedenfalls nie ein überflüssiges oder gar persönliches. Ich war für ihn nichts anderes als der Stuhl, auf dem er saß, oder die Feder, mit der er schrieb.

*

Ich erhielt eine Einladung: Herr und Frau Tauroggen ... zum einfachen Mittagessen am Sonntag. Sie versetzte mich in einiges Erstaunen. Einen Besuch hatte ich nicht gemacht. Keiner aus dem Geschäft tat es.

In dem großen, mit steifer Würde eingerichteten Empfangszimmer fiel mir ein Oelbild in die Augen, das die Liebe mehr als die Kunst gemalt hatte. Es stellte eine nicht mehr junge Frau mit leise verschleiertem Blick und Zügen dar, aus denen die Güte leuchtete. „Wenn das Frau Tauroggen war, so mußte man sie lieb gewinnen", ging es mir durch den Kopf — da stand ich einer jungen, schlank gebauten Dame mit hellblauen, lustigen Augen und einem kindlich gerundeten Mund gegenüber und hörte, wie sie Herr Tauroggen einem älteren Paare als seine Frau vorstellte.

Es wurde ein sehr schöner Tag. Herr Tauroggen nahm zwar auch hier nicht die geringste Notiz von mir, aber seine Gattin machte mit einem weiblichen Gefühl alles gut, war von so sprudelnder Liebenswürdigkeit und sah in dem leichten weißen Kleid, das jede Bewegung ihres jungen Körpers verriet, so entzückend

aus, daß mir ihr Mann immer unverständlicher wurde, der mit seinem kalt zugeschlossenen Gesicht, in dem ich ab und zu ein Licht leichten Hohnes aufblitzen sah, am entgegengesetzten Ende der Tafel saß.

Nur einmal ging ein Schatten über das hübsche Antlitz der jungen Frau. Ich hatte sie gefragt, wen jenes Bild an der Wand, von dem ich immer noch nicht loskommen konnte, darstellte.

„Meines Mannes erste Frau", hatte sie geantwortet, „und das andere dort nebenbei war ihr einziger Sohn. Er fiel gleich zu Beginn des Krieges, als junger Husarenoffizier. Es war schade um ihn, denn alle erzählten mir, welch ein herziger, frischer Junge er war. Man überführte ihn. Nun liegt er neben seiner Mutter."

Ich merkte sehr wohl, daß Herr Tauroggen diese Worte gehört hatte. Aber nicht die geringste Bewegung zeigte sich auf seinen ehernen Zügen, die jetzt ein geradezu pergamentenes Aussehen hatten. Und es war sein eigener, einziger Sohn! Mir war der Mann nie angenehm gewesen. Von dieser Stunde an fühlte ich etwas wie Haß und Widerwillen gegen ihn emporsteigen.

Und diese Empfindung wuchs, als ich ihn einige Tage später in einer Bar in Damengesellschaft traf. Eine solche Frau zu Hause haben — und dann hier in diesem Kreise sitzen! Ich konnte mich nicht enthalten, meinem Chef einen Blick zuzuwerfen, der ihm etwas Aehnliches sagte.

Ich dachte, er würde mich in derselben Sekunde stellen oder am nächsten Morgen aus seinem Geschäft weisen. Aber er beachtete weder mich noch meinen empörten Blick. Und am nächsten Morgen gab er mir seine Anweisungen mit derselben kühlen Ruhe wie immer.

*

Jeden Abend, wenn die Dämmerung mit den ersten scheuen Schritten durch die Straßen kroch, stand der elegante kleine Halbwagen des Herrn Tauroggen vor dem Geschäft. Er bestieg ihn stets allein; nur eine

Schäferhündin, ohne die man ihn selten sah, begleitete ihn. In der Stadt nahm sie den Rücksitz ein, vor den Toren lief sie neben den beiden schönen Füchsen her, die den Wagen in feurigem Trabe zogen. Niemand wußte zu sagen, wohin Herr Tauroggen in diesen Stunden fuhr. Und er selber schien darüber strenges Geheimnis walten zu lassen. Denn er ließ den Kutscher bald hier, bald dorthin lenken, gleichsam als wollte er jede Richtung und Spur verlöschen. Eins aber brachte ich doch in Erfahrung, das meinen sofort aufgestiegenen Verdacht mit Sicherheit bestätigte: daß er nämlich jedesmal bei einem bestimmten Gärtner dicht vor der Stadt anhalten und sich zwei dunkelrote Rosen in den Wagen reichen ließ.

Also ein Stelldichein! Der Prokurist, dem ich meine Vermutung mitteilte, zuckte die Achseln, als wolle er sagen: „Ja, was sollte es denn auch anders sein — bei einem Manne wie dem!"

*

Ein kühler, regnerischer Septemberabend. Durch die Straßen zogen feuche Dünste, fallende Tropfen pochten auf das blanke Pflaster, unwirsch zauste der Wind an einem einsamen kleinen Baum herum, der sich schon so wenig behaglich zu fühlen schien.

Gerade als ich aus dem Geschäft kam, sah ich Herrn Tauroggen in seinen Halbwagen steigen. Da konnte ich der Versuchung nicht länger widerstehen.

Durch das neblige Wetter geschützt, folgte ich, mich möglichst an die Häuser drückend, bis ich eine Elektrische traf, die zum Tor hinausfuhr. Neben uns bewegte sich, von der Hündin begleitet, das Gefährt. Bald hatte es einen Vorsprung vor uns, dann überholten wir es wieder.

Aber als ich draußen abstieg, war es mir entschwunden. So lange ich auch in der großen Lindenallee umherstreifte, sorgsam nach allen Seiten spähend, ich konnte seiner nicht wieder gewahr werden.

Endlich . . . ein leises Rollen. Es war bereits dem Ende der Allee zu, da, wo die Häuser der Villenvor-

stadt beginnen. Aber dicht vor ihnen bog der Kutscher ab und hielt in einem kleinen Seitenweg, den ich bisher noch nie bemerkt hatte.

Ich sah, von den beiden Linden verborgen, wie Herr Tauroggen seinen Wagen verließ, langsamen Fußes, die Rosen in der Hand, durch den Wind und Regen schritt, der stärker geworden war.

Mit einem Male . . . weiße Kreuze, die durch alte Bäume schimmerten . . . eine versteckte Pforte . . . Herr Tauroggen öffnete sie mit einem Schlüssel, trat an zwei Gräber, die inmitten hoher Tannen gelegen waren.

Eine ganze Weile stand er stumm, regungslos in sich versunken. Dann strich die überschlanke, weiße Hand langsam über den Rasen hin, der sie deckte, entfernte hier ein paar welke Blätter, die der Wind verweht hatte, legte dort einen Kranz zurecht und steckte schließlich auf jedes der beiden Gräber eine der beiden dunkelroten Rosen. Das alles tat er mit einer Sorgsamkeit und Zärtlichkeit, wie es keine weibliche Hand hätte besser tun können, und wenn die größte Liebe sie führte.

Auf dem Rückweg konnte ich nicht vermeiden, ihm zu begegnen. Ich weiß nicht, ob er mich gesehen hat. Denn sein Blick ging über mich hinweg, und über seinen Augen, die ich nie anders als kühl gesehen, schimmerte ein feuchter Flor.

Von dieser Stunde an wußte ich, wohin Herr Tauroggen jeden Abend in der Dämmerung fuhr. Und von dieser Stunde an wurde mein Verhältnis zu ihm ein anderes.

Auf Gastspielreisen

Kurt Kordler, der gefeierte Tragöde des Deutschen Theaters in Berlin, befand sich am Ende einer Gastspielreise, die ihn durch ganz Deutschland geführt, ihm viel Liebesbriefe und Lorbeeren und noch viel mehr Hundertmarkscheine eingebracht hatte. Nicht nur über

die Bühnen der großen Provinzstädte hatte er seinen Othello rasen, seinen Romeo lispeln, seinen Hamlet grübeln und seinen Posa Gedankenfreiheit fordern lassen, auch die kleinen, ja, die kleinsten Städte hatte er als „Füllsel“ mitgenommen, damit kein Abend unbenutzt bliebe und er wenigstens einen der blauen Scheine der immer stolzer schwellenden Brieftasche einverleiben konnte. Eben hatte er alle Glut und alles Feuer seines Karl Moor über die kleine und zugige Bühne des „Gesellschaftshauses“ in einem altmärkischen Städtchen dahintoben lassen, in dem mäßigen Bette wenig und unruhig geschlafen und war zu einer für seine Verhältnisse sehr frühen Stunde zum Frühstück erschienen, weil er noch des Vormittags in Magdeburg sein mußte, wo er seine Gastspielreise als Orest zu beenden gedachte. Uebernächtig saß er, an einem harten Brötchen knabbernd, in der räucherigen Gaststube, als der Postbote erschien und ihm einen Brief überreichte, der den Ortsstempel der kleinen Stadt trug.

„Hochverehrter Herr Kordler,“ las er, nachdem er die vornehme Hülle entfernt, „zwar weiß ich nicht, ob meine Bitte nicht vermessen ist. Seitdem ich aber heute ihren Karl Moor gesehen, verläßt mich der brennende Wunsch nicht mehr, Ihnen nur einmal die Hand zu geben und zu danken, denn Sie haben mir so unendlich viel gegeben. Vermuten Sie, bitte, nicht einen schwärmenden Backfisch in mir, denn trotz meiner 19 Jahre bin ich sonst leidlich vernünftig, aber es tut so gut, in der Oede und Enge einer kleinen Stadt einmal etwas zu sehen, das einem ein ganz neues Leben öffnet. Nun habe ich mir klargemacht, daß ich Sie nicht in Ihrem Gasthofe aufsuchen kann, man kennt mich hier, und es könnte zu den Ohren meiner Angehörigen dringen. Darf ich Sie, sehr verehrter Herr Kordler, wenn Sie mir meinen sehnlichen Wunsch erfüllen wollen, daher bitten, doch gegen 4 Uhr nachmittags, morgen, Freitag, am großen Friedhofstor einen Augenblick Zeit für mich zu haben? Ich bin groß und schlank, da werden Sie mich sofort erkennen.“

Er erhielt solche Briefe sehr oft. Sie waren ihm allmählich etwas Alltägliches geworden. Aber mit diesem hatte es doch seine eigene Bewandtnis. Ein junges, unschuldiges Mädchen aus einer kleinen Stadt, fraglos den besten Bürgerkreisen angehörend, das, von ihren Eltern und Verwandten sorgsam auf jeden Schritt behütet, aus lauter Liebe und Verehrung zu ihm auf den abenteuerlichen Gedanken verfallen war, ihn zu einem Stelldichein am Friedhofstore zu bitten! Zu dumm, daß er heute vormittag zur Probe in Magdeburg sein mußte!

Er erinnerte sich einer schlanken, auffallend hübschen jungen Dame mit strohblondem Haar, in das er schon immer vernarrt gewesen, und das er in solcher Fülle und Schöne bisher kaum gesehen hatte. Sie hatte in der ersten Reihe an der Seite eines älteren Herrn gesessen und war mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen seinem Spiel von Szene zu Szene gefolgt. Und da er auf dieser Reise eigentlich noch kein zartes Abenteuer erlebt und mit Othello das Gemeinsame hatte, daß seine Jahre sich abwärts neigten — —

„Wann fährt eigentlich mein Zug?" fragte er den hinter dem Schenktisch aus seiner Pfeife qualmenden Wirt. „In einer halben Stunde, mein Herr!" „Fährt heute gegen Abend noch ein Zug?" „Jawohl, um fünf Uhr zehn der Eilzug, der von Halle kommt." „Wann wäre ich mit dem in Magdeburg?" „Kurz nach sechs Uhr." „Also käme ich, wenn ich mich ein wenig beeile, gerade recht," kalkulierte Kurt Kordler. „Orest tritt erst im zweiten Akt auf, ich werde also gut fertig. Die Iphigenie steht bei ihm, wie mir der Direktor schrieb, eine Probe ist also nicht unbedingt notwendig — wollen Sie, bitte, dies Telegramm, das ich aufsetze, unverzüglich zur Post besorgen," wandte er sich an den Wirt, ließ sich ein Blatt Papier geben und schrieb mit fliegender Hand: „Eintreffe heute erst abends zur Vorstellung. Kurt Kordler."

Träge und schwer wie eine Schnecke kroch der regendunkle Dezembertag durch die kleine Stadt und die öde

Gaststube. Er erinnerte sich in seinem ganzen Leben nicht eines ähnlich langen Tages, ein Jahr war sonst nicht so lang. Endlich schlug die alte Schwarzwälder Uhr halb Vier. Er hüllte sich in seinen kostbaren Pelz, dessen Kragen nicht nur, nein, dessen ganzes Inneres aus wundervollem Persianer bestand, und auf den er sehr stolz war, und machte sich auf den Weg. Draußen begann bereits die Dämmerung, ein undurchdringlicher Schmutz lag auf der Straße, und ein naßkalter Regen fiel. Verlockend war das Wetter für ein Stelldichein nicht. Je näher er dem Friedhof kam, um so hörbarer fühlte er sein Herz klopfen, als ginge er zum ersten Male in seinem Leben auf solch ein Abenteuer.

Da sah er schon das große, goldene Kreuz über der Friedhofspforte aus dem Dunkel hervorschimmern, und da — nein, er irrte nicht, da ging mit langsam zagenden Schritten, scheu und ängstlich nach allen Seiten umherspähend, eine schlanke, hochgewachsene, weibliche Gestalt vor ihm auf und nieder. Und wenn nicht alles trog, schien sie wirklich einige Aehnlichkeit mit der schönen, blonden Zuschauerin gestern im Theater zu haben. Ein Mitleid mit ihrer Angst und Verlegenheit überkam ihn, er wollte ihr die unangenehme Lage erleichtern und ging mit schnellem, keckem Schritt auf sie zu.

„Ich danke Ihnen, mein Fräulein, daß Sie mir Gelegenheit geben, Sie zu sprechen," begrüßte er sie ritterlich.

Er konnte in der zunehmenden Dämmerung wenig erkennen, aber ihm war, als errötete sie ein wenig und senkte tief das Haupt. „Oh," flüsterte sie, „oh — wie gütig von Ihnen!" Weiter brachte sie nichts über die stammelnden Lippen. Er ergriff ihre Hand, hielt sie eine kleine Weile in der seinen und zog sie dann an sein Herz. „Lassen Sie doch, ach, lassen Sie doch — wenn das meine Eltern wüßten!"

Aber plötzlich legte sie ihre beiden Arme um seinen Hals, gab sich seinen glühenden Küssen wie in heißem Rausche willenlos hin, erwiderte sie und schlang die

Arme so fest, daß sie wie zwei gewaltige Klammern um seinen Hals lagen, ihm jede Luft raubten und er sich von allen seinen Liebesabenteuern nicht einer ähnlich leidenschaftlichen Umarmung erinnern konnte. Und mit einem Male — ja, was war das? — — ihm war, als wären es nicht mehr ihre Arme allein, die diese atempressende Umklammerung bewirkten, als wären es noch zwei andre.

„Wollen Sie die Freundlichkeit haben, hochverehrter Herr Meister, mir sofort Ihre Brieftasche zu geben," vernahm er eine freundliche, aber sehr entschieden männliche Stimme, „jeder Widerstand wäre eine vergebliche Mühe. Wir haben durchaus nicht die Absicht, Ihnen ein Leid anzutun, sowie Sie unserer Aufforderung unverzüglich Folge leisten."

Betäubt und völlig fassungslos starrte Kurt Kordler bald auf den Sprecher, eine muskulös gebaute, weltmännisch gekleidete Gestalt mit kurzem, eng anschließendem Wintermantel, und auf seine weibliche Begleitung, die eben in zärtlicher Umarmung an seinem Hals gelegen, und in deren Hand er jetzt durch das Dunkel den Lauf einer schußbereiten Pistole blitzen sah.

Eine Sekunde erwog er die Möglichkeit eines Widerstandes, dann gab er, da er keinerlei Waffen bei sich trug, den Gedanken auf.

Mit tiefer Traurigkeit und voll kochenden Ingrimms überreichte er seine von all den schönen, teuer verdienten Hundertmarkscheinen hochgeschwollene Brieftasche und sah, wie der Räuber sie achtlos in seinem Mantel verschwinden ließ.

„Ich danke Ihnen, mein Herr, und darf jetzt wohl bitten, mir auch Ihre Börse zu geben, Sie haben keine? Ach, sieh doch mal nach, Emmy, du bist ja mit dem Herrn vertrauter als ich."

Mit einem kurzen, sichern Griff hatte das Mädchen Kurt Kordlers ebenfalls dicht gespickte Börse aus der hintern Hosentasche genommen.

„Und nun Ihre Uhr und Kette — aber ohne weitere Umstände, wenn ich bitten darf.“

Auch die mußte er geben, und auch sie verschwanden spurlos in der weiten Manteltasche.

„Ja, zum Teufel, sind Sie denn nun endlich fertig?“ kam es in bebender Wut von Kurt Kordlers Lippen.

„Noch einen kurzen Augenblick müssen Sie sich gedulden. Darf ich Sie jetzt ersuchen, Ihren Pelz auszuziehen. Es ist ein herrliches Stück, das ich gerade brauche.“

Das war der schwerste Schlag. Seinen wunderbaren Persianerpelz, seinen Stolz und seine Freude auf allen seinen Reisen — aber der Lauf der Pistole war jetzt besonders einladend auf ihn gerichtet — es blieb ihm keine Wahl, er entledigte sich auch des Pelzes, den der Räuber mit zufriedenem Schmunzeln über seinen Arm legte.

„So, mein Herr, wir danken Ihnen, und damit Sie wissen, mit wem Sie die Ehre gehabt — wir sind auch Künstler und befinden uns augenblicklich ebenfalls auf Gastspielreisen.“

Bevor er zur Besinnung kam, war das Paar hinter der Kirchhofsmauer verschwunden, eine Sekunde später vernahm er das Fauchen eines schnell davonfahrenden Autos. Völlig erfroren und erklammt, erreichte er, in der Finsternis sich kaum zurechtfindend, seinen Gasthof. Der mitleidige Wirt borgte ihm 50 Mark für die Fahrt nach Magdeburg und einen alten Wintermantel.
Am Abend spielte Kurt Kordler, vom Beifall des jauchzenden Hauses umbraust, seinen Orest.

Asta

Klausmann saß im Theater. Er war oft im Theater, sah dieselben Stücke viele Male. Er hatte niemanden, und die einsamen Abende waren um so unerträglicher, je älter man wurde. Gewiß, eine Schwester war bei ihm. Sie führte seinen Haushalt — für sein Suchen und Sehnen hatte sie kein Verständnis. Wenn er ihr sein

Drama vorlas, kämpfte sie bereits bei der ersten Szene mit dem Schlafe und war bei der zweiten nicht mehr zu erwecken. Da war das Theater seine einzige Rettung.

Man gab Ibsens „Kronprätendenten". Er war müde und folgte nur mit halbem Ohr. Mit einem Male klangen Worte an sein Ohr, die ihn den ganzen Abend nicht mehr losließen.

König Skule war mit dem Skalden Jategejr allein in der großen Halle im Königshaus zu Oslo. Er klagte dem Sänger sein tiefes Herzeleid.

„Ich muß jemanden um mich haben, der mir ohne eigenen Willen gehorcht — der unerschütterlich an mich glaubt, der in guten wie in schlimmen Tagen aus tiefster Seele zu mir hält, der nur dafür lebt, mein Leben zu erhellen und zu erwärmen, der sterben muß, wenn ich falle. Gib mir einen Rat, Skalde Jategejr!"

„Kauft Euch einen Hund, Herr!"

Wie ein Feuerfunke fiel das Wort in Klausmanns einsame Seele. Er merkte nicht den Hohn und die Bitterkeit, die in ihm lagen. Nur das eine merkte er: Daß er auch niemanden hatte, der an ihn glaubte, treu und unwandelbar zu ihm hielt in guten wie in schlimmen Tagen, der für ihn stürbe, wenn es sein müßte.

„Nach solch einem Menschen müßt Ihr lange suchen!" sagte da drüben eben der Skalde.

Am nächsten Abend hatte Klausmann einen Hund. Oder vielmehr eine Hündin. Denn diese war gelehriger, treuer und anhänglicher an ihren Herrn, hatte man ihm gesagt, und darauf allein kam es ihm an.

Er hatte Glück gehabt. Asta war ein prachtvolles Tier, eine Schäferhündin von tadelloser Herkunft und einwandfreiem Stammbaum, schwarz mit hellgelber Zeichnung und wunderbaren Stehohren. Und wenn der Schwanz auch keine Säbelrute war, sondern sich ein wenig kringelte — was kam das gegen ihre Dressur in Frage, die in jeder Beziehung vollendet war. Aber sie gehorchte nicht nur willenlos — sie glaubte an ihren

Herrn, wie bisher noch niemand an ihn geglaubt hatte, begleitete ihn, dicht an seinen Fuß geschmiegt, auf seinen schönen Wanderungen und lag still und selbst die das Essen bringende Schwester anknurrend, wenn ihn das Podagra plagte, vor seinem Bette.

Nur eins blieb noch: „Der sterben muß, wenn ich falle!" hatte König Skule gesagt.

Aber daran glaubte Klausmann nicht. Das war die trübe Wolke am Himmel seines Glückes. So tadellos sich Asta sonst benahm — allzu mutig war sie nicht. Sie zeigte sich scheu und leicht ängstlich, wich jedem fröhlich laufenden Schuljungen aus dem Wege, schrak beim Peitschenknall eines vorüberfahrenden Wagens zusammen und hatte Todesfurcht vor einem Betrunkenen. „Alle Hunde sind im Grunde feige", meinte einer seiner Bekannten, „sie bellen auch nur aus Angst."

Das stimmte den so beglückten Klausmann mit jedem Tage nachdenklicher. Er ging mit Absicht in später Abendstunde dunkle, abgelegene Wege, auf denen ihm allerlei fragwürdige Gestalten begegneten. Sogar durch den verrufenen Stadtpark wanderte er zu nächtlicher Zeit.

Dicht an seinen Fuß geschmiegt, begleitete ihn Asta. Nahte sich ein zweifelhafter Mensch, so schlängelte sie sich nur fester an ihn. Eines Abends rempelte ihn ein rüder Bursche an, drohte dem Alten mit dem erhobenen Stock — Asta rührte sich nicht.

Einmal bezahlte er einen Laufburschen mit hohem Gelde, daß er ihn im dunklen Stadtpark zum Scherz anfallen sollte. Der Junge verdiente sich sein Geld leicht. Asta bellte ein wenig, schmiegte sich dann aber furchtsam an des Herrn Fuß und zog den Schwanz ein.

Eines Abends aber wurde es ernst.

Als Klausmann mit seiner Hündin durch den verschneiten Stadtpark wanderte, fühlte er plötzlich einen wuchtigen Hieb auf seinen Kopf niedersausen. Die Sinne begannen ihm zu schwinden. Er wußte, daß seine letzte Stunde gekommen war.

Eins aber sah er noch mit umflorten Augen, sah es in dem Blitzlicht einer Sekunde. Er sah, wie Asta mit einem gewaltigen Satze auf seinen Mörder zusprang, wie dieser ein Messer zog, sie aber die Pranken in seinen Leib bohrte und ihm die Gurgel durchbiß, daß das rote Blut von beiden in hellen Strahlen in den Schnee spritzte.

Stunden nach seinem Verscheiden noch spielte ein selig verklärter Zug über Klausmanns starres Antlitz.

Der Tod war ihm nichts Furchtbares — ein Geschenk, ein Glück war es ihm geworden in dem Gedanken, daß es einen gab, der sein Leben für ihn ließ — — und war es auch nur ein Hund.

Heilige Pflicht

Bruder, deine Hand!
Die Heimat ruft und das Vaterland.
Deinem Volk mißgönnt man die Lebensrechte,
wir sollen nicht Herren sein, sondern Knechte.
Nein — nimmermehr — nein!
Bruder, schlag ein!

Das sei unser Wort,
wir sagen es jetzt und immerfort:
Wer wir auch sind und wo wir gehen,
wir wollen in Treue zusammenstehen,
daheim und im Feld,
überall in der Welt.

Klar ist das Ziel.
Deutsche Freiheit steht auf dem Spiel.
Wer wollte murren, wer wollte klagen,
nur ein Gebot gibt's in diesen Tagen:
Bruder — dein Herz — deine Hand —
alles für Heimat und Vaterland!

Gott

Wer bist du, Gott? Wo find' ich deine Spuren?
Du bist in Luft und Meer wie auf der Erde Fluren.
In Saat und Ernte, Wald und Wild,
in allem ahne ich dein Bild.
Du bist in Erz und Kohle, Ton und Schall,
ich schaue dich im ganzen Weltenall.
Du bist in Sonne, Mond und auf den Sternen,
du bist ganz nah bei mir und doch in weitsten Fernen,

bist aller Wesen Licht, du bist das Leben,
das ew'ge Ziel, zu dem wir Menschen streben.
Du warst, du bist und du wirst ewig sein —
ich bin von dir ein Abglanz nur, ein matter Schein
der Kraft, die dich umfängt und trägt,
der Herrlichkeit, die ihren Mantel um dich schlägt.
Wohl ahn' ich dich, doch ich erkenn' dich nicht,
nur ganz verschwommen schau ich in der Ferne dein Gesicht.
Gesicht? Nein, du bist Geist, Nur-Geist,
der Schöpfergeist, der durch das Weltall kreist.
Ich sag', ich ahne dich, doch ich begreif' dich nie;
auch kein Gelehrter, kein Genie,
kein Menschenhirn wird jemals dich verstehn,
wir können alle aus der Ferne dich nur sehn.
Mit unserm Denken aber wird's uns nie gelingen,
zu dir, Allmächtiger, emporzudringen.
Was weiß der Mensch von Ewigkeit?
Wir sind gebunden an der Erde Zeit.
Wir kommen aus dem Raume nicht heraus,
du, Herr, bist Geist, Nur-Geist und überall zu Haus.
Zwar hast du uns für unser Leben
von deinem Geiste einen Hauch gegeben,
daß wir dich fühlen und dich ahnen
selbst auf den fernsten Himmelsbahnen —
du gabst ihn uns aus deiner Wesensfülle,
doch ist gebunden er für uns an eine Hülle,
an Leib, an Körper, wie man's nennen mag,
von der Geburt bis hin zum letzten Lebenstag.
Durch diese Bindung kommt der Mensch in viele Not,
drum steht am Ende unsres Lebens auch der Tod.
Doch führt der Tod zugleich Erlösung dann herbei,
der Geist wird von dem Körper wieder frei.
Der Leib verwest, der Geist löst sich von mir
und strömt zurück ins All und ist, Herrgott, bei dir.

Leben

Viel sein und nichts scheinen,
mit beiden Beinen
fest auf der Erde stehen,
vorwärts und aufwärts sehen,
von Gott nicht lassen,
das Böse hassen,
nach Edlem streben,
das nenn' ich — Leben.

Das Menschenherz

Es ist ein kleines, unscheinbares Ding,
drum achtet's mancher Mensch auch nur gering;
und doch umschließt's der Völker Leben, Lieben, Hassen,
es kann den ganzen Himmel, auch die Hölle in sich fassen.

Marksprüch

Heimatleiw un Mudderspraak
sünd föör uns 'ne hillig Saak;
wer vöör Plattdüütsch sick schaniert,
dei is keinen Dreier wiert.

*

Aan Jel un aan Hast,
äwer tru un fast
un bünnig un kort —
dat's Pommernoort.

*

Sünd ok de Tiden gräsig schwoor,
laat wi den Maut nich sacken
un staan wi alle Mann tauhoop —
böögt uns kein Noot den Nacken.

Glück

O du mien säute Diern, wo mi dat freugt —
bün so verleiwt in di, idel vergnäugt!

Hew in dien Ogen seihn, fuurt is mien Rau,
na di verlangt mien Hart nu ümmertau.

Hew di so leiw un giern, o glööw dat mi,
all mien Gedanken sünd ümmer bi di.

De dwatsche Hausten

Dat hett sick wat mit de Leiw. Wo sei henföllt, door is sei. Un dat is gaut so.

Meist Tiet is twoors Vadder orer Mudder nich inverstaan mit dat, wat eer Jung orer Diern hebben will. Dat's all ümmer so wääst, un dat ward ok ümmer so bliben. Likers, de Kinner sünd kläuker as de Ollen. Sei kamen an't Ziel. Un wenn sei den Düwel sülwst mit in't Spill trecken süllen!

Marta Schönborn was 'ne dralle Diern. Ok 'ne staatsche Diern! Twintig Joor har s' up'n Puckel. Sei künn sick öwerall seihn laten, un öwerall, wo s' sick seihn leet, door har s' all Ogen up un achter sick, 't geew in ganz Klüschendörp kein tweit so glau Diern, as Marta Schönborn ein wier. Herrlich wussen, mit Buuk un Back, so as dat sin sall!

Mudder Schönborn was stolz up eer Diern. Man seeg eer dat richtig an, wo stolz sei wier. Wenn sei man ierst 'n Kierl funnen har, dei tau eer Dochter passen dee'! Ganz wat Fiens müßt dat all sin, wotau sei eer Jawuurt gäben dee'. Sei wüßt woll einen. Aewerst Marta wull doorvon absluut nix weiten. Sei wiren öwer de Frigensgedanken all männigmaal dull in't Enn' kamen.

Wat Marta hebben wull, doorgegen sett'te Mudder Schönborn sick tau Weer. So'n studierten Hungerlider — ne, dat geew't nich! Un goor Gedichten maakte de

jung Mann! Fisimatenten un Windschiet har hei in'n Kopp. O Gott, o Gott — sei verstünn eer eigen Fleisch un Blaut nich mier! Wo künn eer stolze Diern sick an so'nen Kiel hängen! Ni un nümmer würd sei dullen, dat dei in't Huus keem. Mit Dunner un Doria würd sei em ruterlüchten. Ja, 't hett sick wat mit Dunner un Doria!

Wieldes Mudder Schönborn schüll un vöör Graam öwer eer ungeraden Dochter bina doodbliben wull, wier Marta all teigen Schritt wider.

Sei müßt sick up jeden Fall mit eren Willem schriben. So har sei denn twoors nich mit den Düwel, äwerst doch wenigsten mit den Breibendräger ein Kumplott gegen eer Mudder schmäädt, wobi de Breibendräger Korl Schmidt goor nich maal schlicht afschniden dee'. Schmidt keem all Morgen mit de Postsaken tau Faut uut Meitschow un neem de Klüschendörper Breiw mit. Meist kreeg hei disse Breiw fuurts in'n Huus' orer süs up de Dörpstraat in de Hand drückt.

Door wier ok'n Breifkasten in Klüschendörp. Aewerst dei wier graad unner Mudder Laabschen eer Finster. Un Mudder Laabsch har vääl Tiet. Dei seet fast den ganzen Dag achter de Gardien un keek up de Straat, ob nich wään mit'n Breif ankeem. Keem einer, denn maakte sei sick fuurts eer Gedanken dooröwer, wat woll in den Breif instaan un an wään hei schräben sin künn. Un annern Dag was't rüm in't Dörp. Mudder Laabsch wüßt allens, sei was de best Zeitung för de Gegend. Doorüm schuugte sick jederein, na'n Breif-kasten tau gaan.

Ok Marta har Bang. Sei wüßt, noch an'n sülwigen Dag würd de schnackig Fru na Muddern kamen un fragen, ob Marta denn nu all wat Fastes har. An wään künn süs 'ne jung Diern schriben, wenn nich an'n Brüjam!

Un dit Vergnäugen wull sei Laabschen nich maken. Doorüm har sei dat Kumplott mit Schmidt'n schmäädt. Sei har groot Vertrugen tau em. Sei säden „du" tau

einanner, wiel Schmidt Marta'n all as lütt Kind up'n Arm dragen har.

Natürlich help ick di, mien Döchting, sä hei. Aewerst woans maken wi dat?

Marta har'n anschläägschen Gedanken. Dicht bi't Huus wier de Kirchhofsmuur, un in disse Kirchhofsmuur wier an ein Stell 'n ollen, groten Dööpstein mit inmuurt. Nich as ein Stück. Ne, hei was mirren dörchschlaan, un de beiden Hälften wiren schön upeinanner leggt. So was dat as 'ne lütte Schaal. Doorin wull sei, sä Marta, wenn sei an Willem schräben har, eren Breif leggen. Un hei süll't man akkeraat so maken, wenn hei einen Breif har.

Hei künn doch äwerst, meinte hei, nich Dag för Dag an desülwig Stell von de Muur staanbliben un nakiken. Dat würd mit de Tiet säker upfallen.

Nu har h e i'n Vörschlag. Sei wullen, wenn wat inleeg, hausten. Marta wier doormit inverstaan.

Woll tau kein Tiet is in't Schönbornsche Huus sovääl kwücht un haust worden as in dat Joor, wat nu kamen dee'. Den einen Morgen har't Korl Schmidt, ein poor Daag drup Marta in'e Kääl.

De oll dwatsche Hausten, pleggte denn Breibendräger Schmidt tau seggen, de oll dwatsche Hausten, Fru Schönborn, will ok goor nich wedder wiken!

Mudder Schönborn har Mitleed mit Korl; sei aante nich, dat sei an'e Näs' rümmerfüürt würd. So männigmaal kreeg Korl 'ne heit Tass Kaffee (natürlich mit düchtig wat tau) orer 'n stiben Grog, doormit sien Hausten bäter würd. Doortau fünn hei denn oft ok in Marta'n eren Breifkasten noch dit un dat, Zigarren, Schockeloor orer goor 'ne Buddel Johannisberger, wat sei as Dank eren Breif bipackt har. Kein Wunner, dat Korl Schmidt öwer sinen Hausten goor nich argerlich wier!

Dat Kwüchen äwerst wier maal düller orer sachter, je nadääm, ob Marta, wenn hei keem, graad dichtbi orer wider af wier. Von Huus weg is sei de ganze Tiet nich füürt. Bloot von wägen eren Breifkasten.

Bina ein Joor hett't duurt, dunn har Mudder Schönborn sick gäben. Mit de Tiet lett ok de gröttst Arger na. Un ditmaal har Vadder Schönborn, dei süs mit sien Ansichten nich vääl tau Ruum keem, doorbi holpen. Mudder, wi willen froh sin, dat uns' Diern einen hett, den'n sei liden mag, was ümmer wedder sien Räden. Denn Marta sall em frigen un nich du.

So was sei tauletzt inverstaan, dat Marta'n eer Brüjam eis kamen dee'. Un dei keem un keem ok ümmer wedder. Un de beiden sünd naast ball Mann un Fru worden un läben nu all fiefuntwintig Joor glücklich un taufräden tauhoop un hemmen twei groot Döchter, dei hüüt äbenso drall un glau sünd, as dat dunn Marta wääst is.

Mudder Laabsch äwerst was noch lange Tiet mit dat Schönbornsche Huus füünsch, wieldat sei dörch keinen Breif wat von Marta'n eer Bruteri tau weiten krägen har.

Jedesmaal äwerst, wenn Marta mit eren Mann eis wedder in eer Heimatdörp kümmt, geit sei mit em ok tau den Breifkasten an de Kirchhofsmuur, un sei gaan Arm in Arm wider an't Graf von Korl Schmidt'n, dei eer eis holpen hett, dat sei beid' tauhoopkemen.

Ja, dat hett sick wat mit de Leiw! Wo sei henföllt, door is sei. Un dat is gaut so.

Dat Viluzipehfüren

Köster Schönborn in Klüschendörp har lange Joren twei schöne Pier hatt. Solang hei den Preisteracker hatt har. In disse Tiet was hei vääl mit sien jung Fru spazirenfüürt, meist na de Stadt, dei twölf Kilometer afliggen dee'.

Den Acker har hei vör twei Joor wedder afgäben, wiel de nieg Herr Schaulraat glöben dee', dat man nich tau glike Tiet Köster un Buur spälen künn. Dunnmaals har hei ok sien beiden Schwarten wedder verköfft.

Nu höölt schwoor, na de Stadt tau kamen. Schönborn sülwst was twoors den Weg all früher oft naug tau

Faut gaan. Dunn, as hei noch Köster in Punschendörp wier. Wat bedüüdten twölf Kilometer för einen jungen Kierl! Goor nix! Hei wier dunn noch vääl, vääl wider lopen. Bet na Malchin, wo Anna eer Dellern har. Jeden Sünnabend har hei sien Bruut besöcht. Bi Wind un Wäder, bi Storm un Rägen.

Em maakten ok hüüt de twölf Kilometer goornix uut. Aewerst sien Fru wull jo ok eis tau Stadt. Dat geew Saken, dei hei eer bi'n besten Willen nich besorgen künn. Hei har ok goor kein Pli föör't Inköpen. Hei leet sick allens andreigen, wat de Stadtlüüd em in de Hand drückten. Jerst nülich har hei sick wedder'n dull Stück leist. 'n Dööpkleed för sien Kind har hei mitbringen süllt. Mit — twölf Meter roden Stoff was hei na Huus kamen, dat de arm Diern naast bet tau eer teigt Läbensjoor noch ümmer rood Kleder hett dragen müßt.

Aewerst woans süll nu sien Fru na de Stadt henkamen? Buren, dei eer haren mitnämen künnt, wiren nich door. Un de Administrater von't Gaut geew Pier man sier ungiern her. Bether har hei't fast ümmer afschlaan.

Holt! Door har hüüt wat in't Blatt staan, wat eer beid helpen künn. Een Geschäft in de Stadt har — dat was dunn noch wat Niegs — „Viluzipehs" taun Verkoop anbaden. Mit so'n Viluzipeh künn man sick sülwst füren. So'n Ding wullen sei sick köpen.

Un würklich! All annern Dag maakte Köster Schönborn sick tau Faut na de Stadt up, un laat abends keem hei wedder tröög — een Viluzipeh näben sick. Up sitten künn hei noch nich, äwerst dat würden sei beid nu ball liren.

Fuurts güng't mit de Aeuweri loos. Ganz in'n stillen! Dat man jo kein Minsch wat doorvon tau weiten kreeg! Sei haren Bang, dat sick de Lüüd in't Dörp süs öwer eer lustig maken künnen.

Dorüm karjoolten sei Dag för Dag up eren eigen Hof rümmer. Ball de ein, ball de anner. Denn maal hööl de Köster dat Rad wiß, denn wedder bödelte Fru Schönborn achter eren Kierl her. Sei stellte sick up

jeden Fall geliriger an as eer Köster, dei sick dunn oft in ein von de groten Pütten up'n Hof söölt un rümmerwäult hett.

Likers, dat wier noch nich dat düllst Mallür; dat gröttst süll ierst kamen, ein Dag, dei Anna'n dat Biluzipehfüren för alle Tiden verleedt hett.

De Saak keem so.

Köster Schönborn har dat Biluzipeh, wenn sien Fru up sitten dee', all männigmaal — wenigsten up korte Tiet — looslaten. Dorüm maakte hei eines Daags den Vörschlag, dat sien Fru staats up'n Hof nu ok up den Weg füren un äuben süll, dei näbenan von'n Preisterbarg piel na'n Königsbarg runnerfüren dee'. Wiel Anna'n dat ketteln dee', wier sei fuurts doormit inverstaan. Dat tau beid Siden von den Weg äwerst grote Duurnrämels stünnen, doran hett in den'n Ogenblick säker keiner von de beiden dacht. Un doch süll so'n Duurnrämel de Ursaak von dat Unglück warden.

Woans? Ji warden't juuch denken könen.

Anna seet up't Rad, eer Köster bödelte wedder achter her. Wiel dat äwerst bargaf güng, müßt hei ümmer düller rönnen . . . Nu keem hei nich mier mit! Hei leet loos!

Mudder, wo dat all schöön geit! rööp hei. Door was't Unglück gescheihn. As dat so is, wenn man 'radfüren liert: Man füürt graad up dat loos, worup man nich loosfüren will, wat man äwerst mit eis in de Ogen kriggt.

Pardauz! Door suuste Fru Köstern mitsams eer Biluzipeh rin in'n Duurnrämel.

Einen gröttern Schreck hett Köster Schönborn sien Lääwdaag nich krägen as dunn. Hei stünn as verbaast. Denn ierst lööp hei hen un versöchte, dat hei sien Häuning wedder uut den Duurnrämel ruterkreeg. O je, wo leeg sei door! De Arm har s' sparrwies uut'nanner.

Dat was goor nich licht, eer wedder up de Bein tau bringen. As sei äwerst stünn — horre, horre, wo seeg sei uut! Liekstcrwelt as'n Kreigenschugels. Dat ganz Gesicht seet vull luter Duurnen.

Sei har 'ne Wuut in'n Liew. Am leiwsten har s' dat Viluzipeh namen un fuurts in Klumpen schlaan. Doch taun Glück har't de Köster, dei sien Wief kennen dee', all in Sicherheit bröcht.

Acht Daag hett't noch duurt, bet Fru Schönborn sick wedder unner Minschen seihn laten künn; in eer ganzes Läben äwerst hett sei sick ni wedder up ein Viluzipeh sett't.

Die Erbschaft

Frau Anna Schönborn hielt die Groschen in der Familie zusammen. Sie wollte und mußte sie zusammenhalten, da ihr Mann, Gustav Schönborn, seines Zeichens Schullehrer und Küster der Gemeinde Klüschendorf, wenig Neigung und Begabung dazu hatte. Er war ein Romantiker, ein Schwärmer und Träumer des Lebens, dem der Sinn für das Geld leider völlig abging. Fuhr er einmal zur Stadt, dann füllte ihm seine Frau den Säckel, daß er einen guten Groschen ausgeben und auch gut wieder nach Hause kommen konnte. Das genügte ihm. Sonst beanspruchte er nichts. Zu den vierzehntägigen Musiknachmittagen beim benachbarten Pfarrer in Hohensallentin, die er regelmäßig besuchte und auf denen er sogar mitwirkte, brauchte er kein Geld. Den Weg dorthin konnte er bequem zu Fuß zurücklegen.

Es war auch gut, daß Küster Schönborn nicht viel mit Geld umzugehen hatte. Denn die Abrechnung, die er nach seiner Stadtreise seiner Frau zu geben hatte, stimmte nur selten. Fast immer brachte er zu wenig Geld nach Hause. Offenbar hatte man sich beim Wechseln oder Herausgeben versehen. Nicht er selber, denn er legte oder zählte das Geld überhaupt nicht auf den Tisch, sondern er drückte dem Kaufmann sein Portemonnaie in die Hand und sagte: „Nämen S' sick man ruter, wat Sei krigen!"

Darum war es ein Glück, daß Anna Schönborn um so mehr Sinn für Geld und alle Notwendigkeiten des Lebens hatte.

Freilich, je mehr sich ihr Sparkassenbuch füllte, desto stärker wurde ihr Hang zum Sparen, desto mehr beschäftigten sich ihre Gedanken damit, wie man neues Geld bekommen und auf die Kasse bringen könne.

Den täglichen Haushalt konnte sie gut von den Jahreseinnahmen aus den Bienen bestreiten, alle Erträgnisse aus dem Pachtacker und der Viehwirtschaft, dazu das ganze — wenn auch nicht große — Gehalt ihres Mannes aber legte sie Jahr für Jahr auf die hohe Kante. So hatte sie schon viele Hunderte auf die Demminer Sparkasse bringen können.

Jetzt stand gar eine Erbschaft in Aussicht. Gustavs Vater war auf einem kleinen hinterpommerschen Dorf gestorben, und da die Mutter bereits ein Jahr zuvor das Zeitliche gesegnet hatte, sollte nunmehr der ganze Hausstand aufgelöst und unter die fünf Brüder verteilt werden.

„Gustav, door mööst du henfüren", sagte Anna, als sie Hermanns, des jüngsten Bruders, Karte in der Hand hielt. Sie war sonst gar nicht fürs Reisen; denn Reisen, das wußte sie, war immer mit Ausgaben verbunden. Und die scheute sie.

In diesem Falle aber war es etwas anderes. Die Fahrt würde sich lohnen. „Aewerst, Gustav, maak de Ogen ok up, dat de annern di nich öwer't Uur haugen!"

Gustav wäre am liebsten zu Hause geblieben. Was fragte er danach, ob er vom väterlichen Besitz noch etwas erben würde oder nicht. Er hatte zu leben. Nicht allen Brüdern und Verwandten ging es so gut wie ihm. Mochten sich also die anderen getrost teilen, was die Eltern zurückgelassen hatten. Ihm war die Erinnerung an Vater und Mutter das Wertvollste. Ein herrliches Elternhaus hatte er gehabt.

Aber Anna ließ nicht locker. Er mußte sich auf die Reise begeben. So ging er eines Tages, mit einem Koffer in der Hand, bei Schnee und Eis zur Kreisstadt, um von dort mit dem Zug in die hinterpommersche Heimat zu fahren.

Die Reise ging glatt vonstatten. Nur daß es bei der eisigen Kälte in jenen Wintertagen nicht überall warm in den Abteilen war! Durch die Unterhaltung mit den Mitreisenden aber fand er kaum Zeit, daran zu denken. Ueberdies hatte er noch in Anklam, wo ein Bruder seiner Frau wohnte, einen kurzen Aufenthalt genommen.

In Ferdinandshof wurde er, als der Zug gerade losfahren wollte, Zeuge einer ergötzlichen Unterhaltung. Im letzten Augenblick war ein Bauer der Gegend ins Abteil gesprungen, mit den Worten: „Gott sei Dank! Dat hew'k schafft. Nu kann't minetwägen taun Deubel gaan." Worauf der bereits im Abteil sitzende Pfarrer des Kirchspiels entgegnete: „Aber, mein lieber Herr Möller, was reden Sie da! Wenn es nun wirklich zum Teufel ginge?" Prompt erwiderte der Bauer: „Mi künn't nix daun, Herr Paster. Ick hew'n Retuurbilljett. Sei ok?" Schönborn mußte über dieses Erlebnis, so oft er es später zum besten gab, immer wieder herzlich lachen.

In Stettin hatte er umsteigen müssen. Die Stunde Aufenthalt hatte er benutzt, um einen Gang an die nahe Oder und zum Wahrzeichen Stettins, dem Manzelbrunnen, zu machen.

Dann war er weitergefahren und wohlbehalten in Kenzelin bei Labes angekommen.

Die Brüder waren schon vollzählig versammelt, als er im Elternhaus eintraf. Man begrüßte ihn aufs herzlichste, trank gemeinsam Kaffee, plauderte noch ein halbes Stündchen und ging gann gleich an die Arbeit.

Man war in Gustavs Abwesenheit übereingekommen, daß er, als der älteste Bruder, zuerst seine Wünsche bezüglich der Hinterlassenschaft äußern sollte. Gustav erklärte den Brüdern, daß er auf alles Geld zu Gunsten einer verwandten Witwe, deren Mann vor kurzem tödlich verunglückt war, verzichten wolle. Doch ein Andenken an das Elternhaus würde er gern besitzen.

Die Brüder stellten ihm alles anheim.

Er überlegte nicht lange. Er holte sich aus einer Wandecke den schlichten — Krückstock des Vaters. Das war das Erbstück, das er haben wollte. Diesen Stock hatte Vater schon in jungen Jahren mit sich geführt, als er durch die deutschen Lande zog, um seine Heimat kennen zu lernen. Dieser Stock war Stütze und Halt seines Alters gewesen, bis er — mit 91 Jahren — ihn für immer aus der Hand legen mußte.

Die Brüder baten ihn, doch noch mehr zu nehmen. Aber Gustav wehrte ab. Auch kein Zureden half. Er brauchte nichts weiter. Ihm wäre es schon genug gewesen, daß er heute noch einmal daheim sein, daß er noch einen ganzen Tag lang all die Stätten wiedersehen konnte, wo er einst die herrlichsten Jugendjahre verlebt hatte.

Er kostete die Zeit bis zur letzten Minute aus. Auf jedem Weg und Steg wurden Erinnerungen wach.

Hier am kleinen Teich in der Nähe des Dorfes war es gewesen, wo er Brandten Willem auf die Angel genommen hatte. Warum stand Brandtens Junge auch gerade an dieser Stelle, daß ihm das Unglück passieren mußte? Gustav war beim Angeln gewesen. Er hatte den Angelstock weit über den Kopf zurückgeschwungen, um die Schnur dadurch möglichst weit in den Teich zu schleudern. Doch bevor die Schnur wieder vor seine Augen kam, schrie Brandtens Willem plötzlich schrecklich auf. Der Angelhaken war ihm in die Nase geschwippt und saß fest, dermaßen fest, daß der Widerhaken beim besten Willen nicht loszukriegen war. Man ging schließlich zum Schmiedemeister im Dorf, der sich nicht anders zu helfen wußte, als daß er den Haken kurzerhand abfeilte. Brandtens Willem aber behielt zeitlebens eine verbeulte Nase.

Und hier, nicht weit von jener Stelle, hatten sich Vater und Mutter von ihm verabschiedet, als sie ihn vor seiner ersten Fahrt in die Welt noch ein Stück Wegs begleitet hatten. Er erinnerte sich noch ganz genau der vielen guten Lehren, die er damals mitbe-

kommen hatte. Sie waren nicht ungehört verhallt. Er hatte gehalten, was er versprochen und was seine Eltern von ihm erwartet hatten.

An dem Grabe der Eltern verweilte er mehrmals am Tage in tiefster Dankbarkeit.

Am nächsten Tage verließen die Brüder zu gleicher Stunde den Ort. Gustav voller Freude über sein schönes Erbe. Freilich, ob auch Anna sich ebenso darüber freuen würde? Bei diesem Gedanken ertappte er sich auf der Heimreise immer wieder.

Diese Heimreise verlief durchaus nicht so glatt wie die Hinreise. Noch zwei volle Tage war er unterwegs.

Ein ungeheures Unwetter kam auf, wie er es kaum je erlebt hatte. Der Sturm zerknickte Bäume und Telegraphenstangen, als ob es Streichhölzer wären. Dazu schneite es, was der Himmel hergeben wollte. Die Züge kamen nicht mehr vorwärts. Sie mußten auf offener Strecke liegen bleiben. Und das bei solcher Kälte! Gustav erzählte zu Hause, daß in der Nacht ein Kind im Wagen erfroren sei. Das Schlimmste bei alledem war, daß man sich mit niemand in der Welt verständigen konnte. Jede Verbindung durch Telephon oder Telegraphie war abgeschnitten. Wenn die Züge freigeschaufelt waren, mußten sie ganz langsam fahren, da niemand wußte, ob nicht auch von der Gegenseite ein Zug kam.

Anna war daheim schon in großer Besorgnis. Wie war es nur möglich, daß ihr Mann so lange fortblieb? Mit höchstens drei Tagen für die Reise hatten sie gerechnet. Am vierten Nachmittag hatte sie schon vom Dunkelwerden ab bis fast zur Mitternachtsstunde auf dem Kirchberg mit der brennenden Laterne in der Hand gestanden, um ihrem Mann, der zuletzt einen Feldweg gehen mußte, das Ziel zu weisen. Heute, am fünften Tage, war sie gegen Abend auf den Kirchturm selbst gestiegen und leuchtete aus der Luke heraus, weil das Draußenstehen ihr am Tage zuvor schlecht bekommen war. Sie fühlte die eisige Kälte noch immer in allen Gliedern. Da — gegen 9 Uhr hörte sie plötzlich aus der

Ferne ihren Namen rufen, und dann vernahm sie auch schon Schritte. Ihr Mann war wieder da! Sie umarmte und bemutterte ihn, sie besorgte ihm ein heißes Getränk und ein üppiges Mahl, wie man es im Klüschendorfer Lehrerhause gewohnt war.

Von der Erbschaft wurde an diesem Abend noch kein Wort gesprochen. Die Freude des Wiedersehens und des Wieder-zu-Hause-Seins war zu groß.

Am nächsten Morgen erzählte Schönborn, wie alles gewesen war, was er in den Tagen erlebt hatte, und daß er von allen Geschwistern und Verwandten grüßen solle. Von der Erbschaft erwähnte er auch jetzt noch nichts.

Erst als Anna ihn ausführlich danach fragte, holte er den väterlichen Krückstock herbei und sagte, daß ihm von allen Gegenständen dieser Stock als die kostbarste Erinnerung an das Elternhaus erschienen sei, und daß er sich darum nichts weiter als diesen Stock erwählt habe.

Seiner Frau blieb bei diesen letzten Worten die Sprache weg. Sie begriff nicht, was Gustav da erzählte. Schließlich glaubte sie, er wolle sie nur necken, um sie zu überraschen.

„Gustav, dat anner ward doch säker schickt, nich woor?" Schönborn mußte die Frage verneinen. Anna glaubte ihm noch immer nicht. Erst als in den nächsten vierzehn Tagen, vier Wochen, acht Wochen wirklich nichts mit der Bahn oder Post geschickt wurde, da mußte sie wohl oder übel sich zu der Ueberzeugung bequemen, daß es diesmal nichts mit der Erbschaft geworden war. Unter diesem Gedanken hat sie noch lange gelitten. Im ganzen nächsten Halbjahr konnte sie nie recht vergnügt sein.

„Un babenin noch de düren Foorkosten!", sagte sie einmal ärgerlich. „As wenn wi dat dortau haren, dat wi dat Geld uut't Finster schmiten künnen!"

Sie hat ihres Mannes Verhalten in dieser Erbschaftsangelegenheit nicht gebilligt. Auch nie verstanden. Dazu waren beide zu verschiedene Naturen.

Er, ein selten bescheidener Mann, war schon restlos glücklich und zufrieden, wenn er daheim seine Pfeife schmauchen oder gar am Klavier sitzen und spielen und seine Träume in Musik umsetzen konnte. —

Anna aber hat in ihrem Leben noch viele, sehr viele Hunderte auf die Sparkasse gebracht. Aus den Hunderten waren zuletzt viele Tausende geworden. Im unermüdlichen Schaffen und Sparen sah sie das Glück des Lebens. Als sie dann 1921 mit ihrem Mann nach Stettin zog, um dort bei ihrer Tochter Marta von ihrer Lebensarbeit auszuruhen, hob sie in Demmin alles Geld von dem Sparkassenbuch ab, um dieselbe Summe tags darauf in der Stettiner Sparkasse wieder einzuzahlen. Sie ahnte nicht, daß das Geld und damit die Arbeit ihres ganzen Lebens in diesem einen Augenblick wertlos geworden war. Als sie es merkte, hat sie durch das viele Grübeln darüber allmählich den Verstand verloren. Das Wort Inflation hat sie nicht begriffen. Sie hat das alles für Betrug gehalten.

Der Himmel jedoch meinte es gut mit ihr. Süße Träume umgaukelten sie in ihren letzten Lebensjahren. Sie durfte noch einmal in das Paradies ihrer Kindheit, in das leuchtende Land ihrer Jugend hinabsteigen.

Und doch

Ich habe in langen Jugend- und Wanderjahren
die Welt, die große weite Welt befahren,

habe der Berge höchste Gipfel erstiegen,
sah in glutender Sonne den Sinai liegen,

habe voll Staunen Indiens Wunder durchmessen,
hab' an des Königs Tafel in Siam gesessen,

hab' auf des Tafelbergs hohem Altan gestanden,
sah, wie im Urwald schimmernde Schlangen sich wanden;

unter den Zedern des Libanon hab' ich gelegen,
saß auf dem Forum, ging auf des Perikles Wegen,

habe Amerikas neues Denken bewundert,
sah in verbotener Stadt ein verträumtes Jahrhundert,

brach Orotavas zauberduftende Rosen,
stand an St. Helenas Gruft, der namenlosen,

bin in den nordischen Fjorden zu Anker gegangen,
lauschte, wenn sie Santa Lucia sangen.

Und doch! Wohin mich das Schicksal auch getrieben,
eine Sehnsucht ist mir immer geblieben,

wo ich wanderte, wo ich auch blieb und stand:
Du mein heiliges, deutsches Vaterland!

Aber

Der Himmel ist ganz mit Wolken verhängt,
die See geht hoch und die Stunde drängt;
der Panzerkreuzer tastet sich schwer
durch die Watten hindurch auf das offene Meer.
Draußen tobt die Schlacht.

„Alle Maschinen große Fahrt!"
Der Steuermann reißt an seinem Bart:
„Das ist zu schnell, so nah unter Land."
„Wir müssen", erwidert der Kommandant,
„draußen tobt die Schlacht."

Da schichtet sich naß eine Nebelwand.
„Loten!" befiehlt der Kommandant,
sieht sich vergebens die Augen wund.
„Zwanzig Meter und keinen Grund!" —
„Aeußerste Kraft voraus!"

„Aber" . . . Da sieht ihn der Alte an.
„Ich kenne dies Aber, Steuermann.
Das ist ein Wort, das die Furcht erfand.
Ein Aber ist immer schnell zur Hand.
„Aber" hindert die Tat."

Noch tobt die Schlacht und keiner weicht.
Da hat der Kreuzer die Flotte erreicht,
das neuste Schiff mit dem schweren Geschütz.
So fährt es dazwischen wie prasselnder Blitz
und entscheidet die Schlacht.

Kunersdorf

Der Tag ist zu Ende. Die Schlacht vorbei.
Die stolze preußische Reiterei
in alle Winde getrieben.
Das Fußvolk floh in verzweifelter Hast,
und zwanzigtausend Preußen fast
sind auf der Wahlstatt geblieben.

Das ist das Ende! — Der Staatsschatz leer,
der König hat keine Soldaten mehr,
Dresden ist nicht zu halten.
Nun können die Russen nach Berlin
morgen schon in der Frühe zieh'n
und dort als Herren schalten.

Auch König Friedrich selber floh.
Bei einem Fährhaus irgendwo
stieg er ab vom Pferde.
Er hat sich von dem Stab getrennt.
Ihm kocht das Blut und die Stirne brennt.
Er setzt sich nieder zur Erde.

Er fühlt und weiß, er muß allein
ohne seine Berater sein
nach diesem blutigen Tage.
Er weiß, ein ewiges Geschick
stellt in diesem Augenblick
an ihn die Schicksalsfrage.

Jetzt braucht er die Generale nicht,
nicht Seydlitz und nicht Zietens Gewicht
und wie sie alle heißen.
So treu ein jeder zu ihm steht,
er weiß, die Schicksalsfrage geht
an den König von Preußen.

Und sie lautet: „Die Gegner behaupten das Feld.
Du bist vernichtet. Die ganze Welt
ist gegen dich verschworen.
Dein Schatz ist leer. Deine Truppen ruh'n
in tausend Gräbern. Was willst du tun?
Preußen ist verloren!"

Da reckt der König sich riesengroß.
Eine feindliche Kugel fällt aus dem Schoß
mit hartem Klang zur Erde:
„Noch leb' ich und mit mir lebt Preußen noch!
Ich trotze dem Schicksal und zwinge es doch!"
Und entschlossen steigt er zu Pferde.

Du glaubst nicht, was ein Mensch vermag

Du glaubst nicht, was ein Mensch vermag,
mit heißem Blut
und harten Händen.
Er kann durch einen starken Schlag,
er kann an einem starken Tag,
hat er nur Mut,
das Schicksal wenden.
Du glaubst nicht, was ein Mensch vermag.

Du sei du

Tausend Arten wird es geben
in der Welt, solang das Leben
seine letzten Funken sprüht.
Anders ist der Sang der Meise
als der Nachtigallen Weise,
jubelnd steigt und klingt der Lerche Lied.

Rosen gibt es und Reseden,
und es hat für einen jeden
Raum genug die weite Welt.
Es gibt Täler und gibt Berge,
es gibt Riesen und gibt Zwerge,
jeder ist auf seinen Platz gestellt.

In der Art, die ihm gegeben,
seiner Seele Bestes leben,
ist des Menschen Pflicht und Los.
Sieh nicht nach den andern vielen,
bleibe treu den eignen Zielen,
das allein nur macht dich stark und groß.

Das Wunderbuch Gottes

Das Meer macht schweigsam. Wer viel zu handeln hat, hat nicht Zeit, viel zu reden. Wo wie auf einem Segelschiff die Hände sich regen müssen, da regt der Mund sich nicht. Wozu reden! Jeder kennt den anderen, hat

manche Not mit ihm geteilt, mancher schweren See mit ihm in harter Arbeit sich erwehrt, manchen Sturm und manche bange Nacht mit ihm durchlebt. Aber das ist es nicht allein, was die Zunge bindet. Es ist das grenzenlose Staunen vor der Wunderwelt Gottes draußen auf den unendlichen Wassern, das jeden Tag neu den Seemann ergreift, überwältigt, anders macht als den geruhsamen Landmann, den hastenden Städter, den langsamen Bewohner der Berge.

Auf der See wohnt alles dicht beieinander: Sturm und Stille, Tat und Traum, Licht und Dunkel. Hier versagen alle Maße, wie sie auf dem festen Lande zu Hause sind. Da setzen Wälder, Gräben, Hecken oder auch ein Stein Grenzen. Die See kennt keine Grenzen. Wasser soweit das Auge reicht bis an die ferne Kimm. Und steigen wir noch so hoch bis auf die Oberbramraa: Wellenberg und Wellental in ewigem Wechsel. Die auf dem Lande haben ihre Karten mit Straßen und Wegen, von Menschenhand gemacht. Die auf der See haben nichts als den gestirnten Himmel, das Heer der ungezählten Sterne, deren jeder viele Lichtjahre fern ist und die uns doch sagen, wo wir sind und wohin wir unseren Weg nehmen müssen.

Weil alles so anders ist draußen auf der See, deshalb versuchen wir nicht, in Worte zu fassen, was uns bewegt. Wir haben es wohl erlebt, das große Wunderbuch Gottes. Aber vorlesen daraus können wir nicht. Wir sind nicht verkrampft wie die an Land. Wir lachen des Sturms, weil wir nur so ihn zwingen können, uns zu dienen. Wir halten Zwiesprache mit den Sternen in einsamer Nacht vom Gürtel des Orion bis zum Kreuz des Südens. Aber über unsere Lippen kommt kein Wort. Von Menschen kann ich erzählen, von weißen, gelben, roten, braunen, schwarzen. Denn ich sah alle Erdteile. Von Gebirgen und fremden Ländern und von Tieren unter jeder Zone. Aber von der See kann ich nichts sagen. Wer gäbe je die Geheimnisse des nächsten Freundes preis!

Der Wettlauf

Es ist ein gewaltiger Anblick, in der Morgenfrühe eine Herde Elefanten im Gänsemarsch durch das Unterholz ihren Weg sich bahnen zu sehen, wenn sie bedachtsam und gemessen, 50 Stück hintereinander, vorweg die Mütter mit den Jungen, dahinter die Männchen, der Wasserstelle zustreben, friedfertig jeder Begegnung mit anderen Tieren ausweichend. Aber weit großartiger ist es, einer Herde Wale zu begegnen. Der Wal ist das größte Lebewesen auf Erden. Wir lagen mit allen Segeln über Backbord-Bug hart am Winde. Rings um uns tummelten sich Hunderte von Tümmlern, etwa zwei Meter lange dunkelbraune Delphine mit stumpfem Kopf in der brütenden Sonne. Plötzlich tauchten in der Ferne lauter kleine Springbrunnen auf. Als wir näher kamen, erkannten wir eine Herde von etwa 30 Walen, die sich wie ein Linienschiffsgeschwader bewegten. Unsere Kriegsschiffe fuhren in der Kiellinie in einem Abstand von 300 Metern, während die Wale den anderthalbfachen Abstand, also 450 Meter, innehielten. Dieser von den Linienschiffen abweichende Abstand erklärt sich daraus, daß die Wale etwa alle 450 Meter, alle anderthalb Minuten auftauchen, ihre Luft ausblasen, was sich anhört, wie wenn von einem Kessel der Dampf abgeblasen wird, und dann von neuem Atem holen, was wie ein lautes Aufstöhnen wirkt. Da wir segelten, gelang es uns, ganz dicht an die Herde heranzukommen. Obgleich ihre Augen sehr klein sind und wir von Ohren überhaupt nichts sahen, schienen sie uns doch schon früh bemerkt zu haben, änderten auch ihren Kurs, als wir näher kamen, schwammen aber weiter gegen den Wind, wohl um rechtzeitig Witterung des Schwertfisches zu bekommen, ihres außer dem Menschen einzigen Feindes, des Tyrannen der See, der mit seinem Schwerte selbst starke Schiffsplanken bis zu zehn Zentimeter Dicke durchstößt. Da es ein friedlicher Sonntag war, änderten wir gleichfalls Kurs, um uns das seltene Schauspiel aus der Nähe ansehen zu können.

Die Wale glichen einem etwa zwanzig Meter langen aufgeblähten Torpedoboot. Im Gegensatz zu dem flinken Hai, dessen Schwanzflosse senkrecht steht, also als Seitenruder wirkt, läuft der massige, dunkelblaue Leib des Wal in eine wagerechte Schwanzflosse aus, die ihm als Höhen- und Tiefensteuer dient. Vordergliedmaßen und Hals fehlen völlig. Der Kopf mit dem gewaltigen Maul, in das eine vollbemannte Kriegsschiffsjolle von sechs Meter Länge und zwei Meter Breite ohne weiteres hineinfahren kann, geht ohne jeden Absatz in den riesigen Leib über, der das Gewicht von 20 Elefanten oder von 200 Ochsen hat.

Die Wale bewegten sich mit einer Geschwindigkeit von zehn Seemeilen in der Stunde — eine Seemeile beträgt 1852 Meter — vorwärts. Bei dem kräftigen Winde konnten auch wir diese Geschwindigkeit eine Zeitlang halten und uns der immer neuen Springbrunnen erfreuen, die das Wasser etwa sechs Meter hochwarfen. Wer würde siegen in diesem seltsamen Wettrennen? Das war unser aller Frage. Da kam der Wind den Herren des Meeres zu Hilfe. Oder vielmehr, er kündigte uns die Bundesgenossenschaft auf. Er ließ nach. Dampf hatten wir nicht auf. Wir blieben zurück. Ein schnarchendes Schnauben der plumpen Meisterschwimmer lief über die See zu uns herüber. Immer größer wurde der Abstand. Wir waren verstimmt. Wir hatten das Rennen verloren.

„Auf den Wind ist kein Verlaß", sagte der Erste Offizier. „Verlaß ist immer nur auf die eigene Kraft", erwiderte ruhig der Kommandant.

Brandung

Dieser Sonnabend, der 9. Januar 1909, war einer der denkwürdigsten Tage meines Lebens. Ich erlebte, was ein Mensch leisten kann, der sich nicht unterkriegen lassen will.

Seit ein paar Jahren hatten wir ein Brandungsboot an Bord, das aber bisher noch nie wirklich ausprobiert

worden war. Seit Wochen vermaßen wir an der Küste von Togo in der Nähe von Bagida. Ich wollte sehen, ob das Boot seinen Namen zu Recht führte, und versuchen, mit dem Brandungsboot durch die an dieser Stelle besonders gefährliche Brandung zu fahren. Da wir demnächst nach Groß-Friedrichsburg wollten, unserer ersten brandenburgischen Kolonie, die der Große Kurfürst 1683 erworben hatte und die keine Landungsbrücke besaß, war es schon aus diesem Grunde notwendig, festzustellen, wie sich das Brandungsboot mit der Brandung abfinden würde.

Als freiwillige Bootsgasten meldeten sich Oberzahlmeister Günther, der immer dabei war, wenn es etwas zu wagen galt, Leutnant Hirsch, der Adjutant, gleichfalls ein prachtvoller Mensch, der im Weltkrieg als Luftschiffskommandant sein Ende fand, Stabsarzt Protz, den sein fröhlicher Humor immer schnell über manchen Aerger hob, den es auf dem kleinen Tropenschiff gab, und der Leitende Ingenieur Jerichau, ein liebenswürdiger Messekamerad, den ich aber, weil er nicht schwimmen konnte, zu seinem Glück nicht mitnahm. Die anderen Duchten wurden mit den Matrosen Kleiß, Gröning und Adam und dem Segelmachersgasten Sellmann besetzt, tüchtigen Seeleuten, von denen mir vor allem mein Bursche Fritz Gröning aus Dangast bei Oldenburg und der Elbinger Haffischer Gustav Kleiß schon oft Proben ihres Könnens gezeigt hatten.

Von der Dampfpinaß, die Oberleutnant zur See Gropius führte, ein ausgezeichneter Offizier, der fünf Jahre später auf SMS. „Emden" fiel, ließen wir uns bis außerhalb der äußersten Brandungslinie schleppen, die, da die Küste flach war, ziemlich weit vom Strande entfernt war. Um ¾9 Uhr waren wir hier angelangt und sahen, wie unaufhörlich dicht hintereinander hoch auflaufende und sich überstürzende Brechseen gegen das Ufer anrollten. Ein paar Augenblicke sahen wir diesem gewaltigen Schauspiel zu. Dann gab ich der Pinaß Befehl, uns loszuwerfen und außerhalb des Brandungsbereichs zu warten.

In der Ferne lag unser Kreuzer SMS. „Sperber", unberührt von dem, was an elementarer Gewalt sich hier vor unseren Augen abspielte. Ich machte jetzt mit dem Brandungsboot kehrt, so daß das Heck des Bootes nach Land, der Bug nach See zu zeigte, und warf den Anker weg. Dann begann die Fahrt durch die Brandungslinien, und zwar durch Streichen mit den Riemen. Das Boot bewegte sich also rückwärts dem Strande zu. Sobald die erste See anlief, wurde mit äußerster Kraft angerudert, mitten hinein in die anrollende Wand. Durch das Wegwerfen des Ankers und Steifhalten der Ankerleine gelang es zunächst, das Boot rechtwinklig zur See zu halten. Nur in dem Augenblick, in dem die Brandungswelle den Bug des Bootes hob, mußte schnell lose von der Leine gegeben werden, um dem Boot das Heraufklettern auf den Kamm des Brechers zu ermöglichen.

Fünf Seen hatten wir durch wechselndes Streichen und Anrudern gut genommen und nur wenig Wasser ins Boot bekommen. Da kam die sechste See angerannt. Turmhoch und senkrecht kam sie auf uns zu. Es war gut, daß die Bootsgasten ihr den Rücken zuwandten, so daß sie außer mir, dem Bootssteurer, niemand sehen konnte. Es hätte irgendwie ihre Kraft beim Pullen gelähmt. Wie eine senkrechte, viele Meter hohe Mauer kam sie auf uns zu, immer drohender, immer höher, mit einer Geschwindigkeit, die einem das Denken nahm. Mit äußerster Kraft wurde angerudert. Ich schrie in das Brausen. Wir flogen hoch. Wir sanken in die Tiefe. Aber wir waren durch. Das Boot war halb voll Wasser.

Doch im selben Augenblick kam auch schon die nächste Brandungssee. Noch viel höher. Noch unheimlicher. Wie ein ungeheurer Rachen schob sie sich, etwas schräg kommend, heran, näher, immer näher, unser winziges Boot zu verschlingen. Die Leute an den Duchten rissen an den Riemen, keuchten ihre letzte Kraft aus dem Leibe. Jetzt stand die blauschwarze Wand haushoch unmittelbar vor dem Bug unseres Bootes. Ich bekam

einen Schlag gegen den Kopf. Wie Federbälle flogen wir alle in der Luft, die Menschen, das Boot, unsere Gewehre, unsere Weinflaschen, mein Photographenapparat.

Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich mitten in der Brandung. An verschiedenen Stellen tauchten aus dem gurgelnden Wasser Tropenhelme, Riemen, Matrosen, Holzstücke, Offiziere. Das Brandungsboot lag kieloben etwa dreißig Schritt von mir. In meiner Nähe schwamm eine Putzkiste, an der ich mich zunächst festhielt, und Sellmann. Wir beide arbeiteten uns zusammen zu dem Boot hin und versuchten es durch Umkippen wieder richtig hinzustellen. Zu unserer Freude konnten wir feststellen, daß die Leine zum Anker noch hielt, aber mit anderen Leinen so vertörnt war, daß es lange dauern würde, sie klar zu bekommen.

Inzwischen kämpften sich unsere Kameraden, die näher als Sellmann und ich an den Strand herangeworfen waren, mühsam durch die Brandung an Land, was schließlich allen gelang. Und dann begannen wir beide an den Leinen zu arbeiten. Die Sonne stieg höher, stand nach einiger Zeit senkrecht über uns, brannte mit ihrer ganzen Glut, die sie immer an den Aequator verschwendet, auf uns herunter. Und daneben lief Brandungssee auf Brandungssee über uns hinweg, brach über uns zusammen, schlug auf unsere Köpfe. Alles Denken war unmöglich. Wir konnten nur noch nach dem Instinkt handeln. Sobald eine See kam, tauchten wir unter, steckten die Köpfe erst aus dem Wasser, wenn wir sie vorüber fühlten. Dann schnell ein paar Handgriffe. Denn schon kam die nächste, brüllte, peitschte, rannte weiter dem Ufer zu. Bisweilen verloren wir für Augenblicke die Besinnung. Aber immer wieder rafften wir uns auf. Ich war als Erster Offizier verantwortlich. Wir mußten unsere Besatzungen aufnehmen. Und wir mußten wieder zurück an Bord. Sellmann war unermüdlich. Mit einem so treuen Gesellen besteht sich jede Not.

Vierundeinviertelstunde brauchten wir, bis wir die Leinen klar hatten. Das Nächste war jetzt, Verbindung

mit dem Lande herzustellen. Als auch dies gelungen war, konnten wir das Boot in ruhigeres Wasser unter Land bringen, wobei es noch einmal kenterte. Hier östen wir alle das Wasser aus dem Boot, wobei wir uns der Tropenhelme bedienen mußten, da die See sich unsere Oesfässer angeeignet hatte. Als auch das geschehen war, atmeten wir auf. Die Hinfahrt war geglückt. Trotz glutender Hitze froren Sellmann und ich derart, daß uns dauernd die Zähne klapperten. Schon aber hatte Stabsarzt Protz einer Rotweinflasche den Hals gebrochen und gab uns von dem köstlichen Naß, das in dem heißen Sande zu Glühwein geworden war. Inzwischen war auch Oberzahlmeister Günther nicht untätig gewesen. Er hatte den Busch in der näheren Umgebung durchforscht und war hierbei auf einen Ostpreußen namens Burbulla gestoßen, der sich sofort in liebenswürdigster Weise bereit erklärte, uns eine Hühnersuppe mit Eiern zu machen. So kamen wir zu einem königlichen Mahl und konnten, neu gestärkt, uns überlegen, wie wir die Heimreise antreten sollten.

Herr Burbulla setzte sich mit den Schwarzen in Verbindung. Da es zweifelhaft war, ob wir bei der heute außergewöhnlich hohen Brandung mit unserem Boot durchkommen würden, sollten die Schwarzen mit ihrem Kanu mehrere aufeinandergesteckte Leinen zu unserer Dampfpinaß bringen. Aber die brandungsgewohnten Schwarzen weigerten sich. Bei dieser See ginge es nicht. Zum Glück hatte Günther ein Goldstück bei sich, das schließlich ihren Widerstand brach. Wenn die Leinen hielten, mußten wir jetzt, kieloben oder kielunten, durchkommen. Und wir kamen durch.